GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Einführung in die Systematik der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik

Schildmann, Ulrike

2000

https://doi.org/10.25595/363

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schildmann, Ulrike: *Einführung in die Systematik der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik*, in: Schildmann, Ulrike; Bretländer, Bettina (Hrsg.): Frauenforschung in der Behindertenpädagogik. Systematik - Vergleich - Geschichte - Bibliographie. Ein Arbeitsbuch (Münster: Lit Verlag, 2000), 9-40. DOI: https://doi.org/10.25595/363.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Forum Behindertenpädagogik

herausgegeben von

Prof. Dr. Ulrike Schildmann
(Universität Dortmund)

Band 3

LIT

Ulrike Schildmann, Bettina Bretländer (Hrsg.)

Frauenforschung in der Behindertenpädagogik

Systematik – Vergleich – Geschichte – Bibliographie

Ein Arbeitsbuch

LIT

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Frauenforschung in der Behindertenpädagogik : Systematik – Vergleich – Geschichte – Bibliographie ; Ein Arbeitsbuch / Ulrike Schildmann, Bettina Bretländer (Hrsg.). – Münster : LIT, 2000
(Forum Behindertenpädagogik ; 3.)
ISBN 3-8258-4975-9

NE: GT

© LIT VERLAG Münster – Hamburg – London
Grevener Str. 179 48159 Münster Tel. 0251–23 50 91 Fax 0251–23 19 72

Seite

Inhalt 5

Einleitung 7

I. Ulrike Schildmann: Einführung in die Systematik der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik 9

1. 20 Jahre Frauenforschung in der Behindertenpädagogik – Phasen der Entwicklung 9
1.1 Initiativphase 9
1.2 Phase der Ausdifferenzierung und Etablierung 11
1.3 Ansätze zu einer wissenschaftlichen Vertiefungsphase 15
2. Theoretische Ansätze des Fachgebietes: Vorstellung exemplarischer Forschungsfelder 16
2.1 Überblick und Gesamteinschätzung 16
2.2 Exemplarische Forschungsskizze: Geistig behinderte Frauen und Arbeit 19
2.3 Exemplarische Forschungsskizze: Sozialisation behinderter Mädchen 27

II. Ulrike Schildmann: Perspektiven des internationalen Vergleichs 41

1. Die Frauenforschung in der Behindertenpädagogik im internationalen Vergleich: Beispiel USA 41
2. Die Geschlechterdimension in der International Vergleichenden Behindertenpädagogik 46
2.1 Zentrale Strukturkategorien: Geschlecht, Klasse/Schicht, Behinderung 46
2.2 Exemplarische Darstellung der Geschlechterdimension in der Vergleichenden Behindertenpädagogik 48

III. Ireneus Lakowski, Franz-Jakob Gerth, Ulrike Schildmann: Frauen und Mädchen in der Geschichte der Heil- und Sonderpädagogik 61

1. Einführung 61
2. Frauen und Mädchen in den Fachrichtungen der Heil- und Sonderpädagogik 62

2.1 Blinden- und Taubblindenpädagogik 62
2.2 Geistigbehindertenpädagogik und Körperbehindertenpädagogik 65
2.3 Hilfsschulpädagogik und Erziehungsschwierigenpädagogik 67

IV. Bettina Bretländer: Bibliographie von Monographien, Aufsatzsammlungen und ausgewählten Zeitschriften 73

1. Theoriebildung zu Behindertenpädagogik, Integrationspädagogik und Geschlecht 74
2. Geschlechterspezifik der Berufsgruppen in der Behinderten-pädagogik und der Integrationspädagogik 79
3. Lebensbedingungen behinderter Frauen (allgemein) 84
4. Partnerschaft und Sexualität 97
5. Mutterschaft behinderter Frauen 101
6. Berufliche Bildung, Erwerbstätigkeit und berufliche Rehabilitaton 106
7. Sozialisationsaspekte behinderter Mädchen (und Jungen) 113
8. Geschwisterbeziehungen zwischen Behinderten und Nichtbehinderten 122
9. Geschlechtsidentität behinderter Mädchen und Frauen 124
10. Sexuelle Gewalt gegen behinderte Mädchen und Frauen 126
11. Ambulante Hilfen, Selbsthilfe, Netzwerke, Persönliche Assistenz, Selbstbestimmt Leben 131
12. Mütter (und Väter) behinderter Kinder 135
13. Humangenetik, Pränatale Diagnostik, Sterilisation 142
14. Biographieforschung 150
15. (Auto-)Biographien, Belletristik 151
16. International vergleichende Behindertenpädagogik 156

Teil I Ulrike Schildmann

Einführung in die Systematik der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik

Die Frauenforschung in der Behindertenpädagogik blickt auf eine ca. 20-jährige Geschichte zurück, die bisher drei Entwicklungsphasen aufweist: eine Initiativphase, eine Phase der Ausdifferenzierung und Etablierung und schließlich eine begonnene Phase der wissenschaftlichen Vertiefung.
Im folgenden geht es zum einen darum, diese Phasen zu charakterisieren, zum anderen wird ein Zugang zu den theoretischen Ansätzen des Fachgebietes vermittelt.

1. 20 Jahre Frauenforschung in der Behindertenpädagogik - Phasen der Entwicklung

1.1 Initiativphase

Ihren Ausgangspunkt nahm die Frauenforschung in der Behindertenpädagogik Ende der 70er Jahre mit dem thematischen Schwerpunkt der Lebenssituation behinderter Frauen. Sie stand in einem engen Zusammenhang mit der Frauenbewegung der 70er Jahre. Die ersten Aktivitäten drücken diesen Zusammenhang aus:

- Volkshochschulkurs: Zur Lebenssituation behinderter und nichtbehinderter Frauen (Angelika Krüger/Ulrike Schildmann, Berlin 1978);
- die Tagung "Frauenforum im Revier", Dortmund 1978, Arbeitsgruppe zur Lebenssituation behinderter Frauen (Angelika Krüger/Ulrike Schildmann; vgl. dies. 1982);
- das COURAGE-Schwerpunktheft "Behinderte Frauen", 1980;
- die 5. Sommeruniversität für Frauen, Arbeitsgruppe: "Arbeit mit Behinderten: ein biederer Alltag - gibt es auch radikale Träume?" (Eva-Maria Biermann, Helga Spangenberg, Ulrike Schildmann, Berlin 1980),
- der Beginn der "Krüppelfrauengruppen" im Internationalen Jahr der Behinderten 1981 (vgl. von Daniels u.a. 1987).

Obwohl von Anfang an die Reflexion des Alltags beruflich tätiger Frauen in der Behindertenpädagogik eine Rolle in der Frauenforschung spielte, nämlich im Rahmen der Auseinandersetzung mit der "weiblichen Arbeitskraft" in sozialen Berufen, beschäftigten sich doch fast alle Initiativen mit der Gruppe der behinderten Frauen; über sie wurde der Zusammenhang zwischen der Behindertenpädagogik und der Frauenbewegung der 70er und frühen 80er Jahre maßgeblich hergestellt. Bei der Gruppe der behinderten Frauen handelt es sich statistisch gesehen um knapp 10 Prozent der weiblichen Gesamtbevölkerung der Bundes-

republik Deutschland. Dabei ist auf eine äußerst heterogene Zusammensetzung hinzuweisen. Zu differenzieren ist vor allem nach

- Schädigungsarten (körperlich, geistig, psychisch) und
- Altersgruppen (unter den o.g. anerkannten schwerbehinderten Frauen sind überwiegend ältere - und das heißt spätbehinderte - Frauen zu finden).

Gleichzeitig aber weisen behinderte Frauen wichtige Gemeinsamkeiten auf, gekennzeichnet durch gesellschaftliche Benachteiligung und Besonderung auf der Basis gesundheitlicher Schädigungen und individueller Beeinträchtigungen. Ihre Problemlagen in die Diskussionen der Frauenbewegung einzubeziehen und die Erkenntnisse der Frauenbewegung auch für behinderte Frauen fruchtbar zu machen, war Anliegen der oben genannten Initiativen.

Schon in dieser Initiativphase kam der Begriff der "doppelten Diskriminierung" behinderter Frauen auf, er schürte die Diskussion, sowohl zwischen behinderten und nichtbehinderten Frauen als auch zwischen behinderten Frauen und behinderten Männern, und er stellte sich von vornherein als ein politischer Begriff heraus, der dagegen als wissenschaftlich analytischer Begriff zu Fehlschlüssen führen könnte; denn weibliche Lebensbedingungen und Behinderung verknüpfen sich nicht - im Sinne des Begriffes - additiv, vielmehr verschärft Behinderung (zu verstehen als soziale Folge von Krankheit, gesundheitlichen Schädigungen und individuellen Einschränkungen) die im patriarchalisch-kapitalistischen System bereits strukturell angelegten Abwertungen, Benachteiligungen, Diskriminierungen von Frauen und deren Lebens- und Arbeitszusammenhängen.

Die erste wissenschaftliche Monographie zur gesellschaftlichen Situation behinderter Frauen mit einem feministischen Ansatz erschien 1983 (Ulrike Schildmann; basierend auf einer Dissertation, 1978-1982). Die erste Aufsatzsammlung - ausschließlich aus der Sicht selbst betroffener Frauen - erschien 1985 (Carola Ewinkel u.a.). Sie ist nicht im eigentlichen Sinne als wissenschaftliche Publikation zu bezeichnen, lieferte aber aufgrund ihrer (auto-)biographischen und behindertenpolitischen Orientierung eine Fülle von Denk- und Argumentationsansätzen für die wissenschaftliche Entwicklung des Themenkreises "Soziale Lage behinderter Frauen". Damit hatte die öffentliche Diskussion in der ersten Hälfte der 80er Jahre begonnen, übrigens zeitgleich mit der entsprechenden Diskussion auf internationaler Ebene, insbesondere in den USA und Kanada (vgl. Deegan/Brooks 1985; Women and Disability 1985; s. Teil II dieses Arbeitsbuches).

Ergänzt wurde die Forschung über behinderte Frauen durch erste Ansätze zur Sozialisation von Mädchen im Zusammenhang mit Behinderung und Sonderpädagogik (vgl. Prengel 1984; Schildmann 1985). Während sich erstgenannte Autorin mit sozialen Ausgrenzungsprozessen lernbehinderter Mädchen befasste, konzentrierte sich zweitgenannte auf Mädchen mit körperlichen Beeinträchtigungen.

Daneben entstand eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der beruflichen Tätigkeit von Frauen in der Sonderpädagogik. Unter dem Titel "Mädchen - Frau - Pädagogin" eröffnete Barbara Rohr (1984) die Diskussion über den Zusammenhang von weiblicher Sozialisation und Frauen in sogenannten helfenden Berufen. Untermauert wurde dieser Ansatz in einem mit "Sexismus" überschriebenen Überblickartikel (Rohr 1984 a).

Das vierte wesentliche Feld, die soziale Lage von Müttern behinderter Kinder, wurde in den 80er Jahren sowohl von männlichen Vertretern der Sonderpädagogik entdeckt (vgl. Fröhlich 1986; Kniel 1988) als auch von der feministischen Frauenforschung (vgl. Jonas 1988). Entgegen der männlichen Perspektiven wurden bei Jonas zunächst einmal Mutterrolle und Mutterideologie als historische Konstrukte analysiert; vor diesem Hintergrund untersuchte Monika Jonas die sozialen und psychischen Belastungen von Müttern behinderter Kinder und entwickelte ein psychoanalytisches Modell der Trauerarbeit, welches eine wiedergewonnene bzw. neue Autonomie der Mütter anstrebt.

Die Initiativphase der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik, die nach meiner Auffassung von ca. 1978 bis ca. 1988 währte, brachte also vier wichtige Arbeitsfelder der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik hervor, orientiert an den Personengruppen, die mit Behinderung konfrontiert werden bzw. sich bewusst auseinandersetzen:
Mütter behinderter Kinder, behinderte Mädchen, behinderte Frauen und beruflich tätige Frauen in der Behindertenpädagogik.

1.2 Phase der Ausdifferenzierung und Etablierung

Ab Ende der 80er Jahre bis zur Mitte der 90er Jahre (ca. 1988 bis 1996/97) fanden eine starke thematische Ausdifferenzierung und eine gewisse Etablierung der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik statt. Diese Phase würde ich deshalb als Phase der Ausdifferenzierung und Etablierung bezeichnen. Die Ausdifferenzierung ist am deutlichsten sichtbar auf dem Forschungsfeld zur sozialen Lage behinderter Frauen, also dem Feld, das auch den Ausgangspunkt des gesamten Fachgebietes dargestellt hatte:

Eingeleitet wurde diese Phase durch eine Aufsatzsammlung über die Lebensbedingungen behinderter Frauen (vgl. Barzen u.a. 1988). Die thematische Erweiterung lässt sich folgendermaßen umreißen: Das Thema Reproduktionsarbeit behinderter Frauen, welches während der Initiativphase im Verhältnis zur weiblichen Erwerbstätigkeit bei behinderten Frauen als Gesamtkomplex entwickelt worden war (vgl. Schildmann 1983), wurde in der zweiten Hälfte der 80er Jahre vor dem Hintergrund der neuen Reproduktionstechnologien (künstliche Befruchtung u.a.) fortgeführt: Die eugenische Frage "Sollen, können, dürfen Behinderte heiraten?" (Kluge/Sparty 1977, vgl. dazu Schildmann 1983, S. 61 ff.), die sich - trotz der Abgrenzung von nationalsozialistischer Bevölkerungspolitik -

durch die 50er, 60er und 70er Jahre gezogen hatte (vgl. z.B. Bach/Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte 1969), erfuhr eine Aktualisierung durch den australischen Philosophen Peter Singer, der in seiner "Praktischen Ethik" (1984) eine den neuen Technologien angepasste Philosophie des Präferenz-Utilitarismus in die Diskussion brachte. Insbesondere die Behindertenbewegung setzte sich zur Wehr gegen die neue Eugenik. "Was bedeuten die Reproduktionstechnologien für behinderte Menschen?", so oder ähnlich lauteten die kritischen Fragen betroffener Frauen (vgl. Saxton 1985; Köbsell/Waldschmidt 1993). Diese Diskussion hält bis heute an. Erweitert wurde sie vor allem durch die Problemstellungen der (Zwangs-)Sterilisation von Frauen mit geistiger Behinderung, die im Zusammenhang mit dem Betreuungsgesetz von 1990, § 1905, die Sterilisation einwilligungsunfähiger Menschen in den Blick rückte. In der Folge dieser Debatte entstand eine umfassende empirische Untersuchung von Ursula Pixa-Kettner u.a. über die Elternschaft geistig behinderter Menschen (1996), mit der erstmals eine wissenschaftliche Faktengrundlage geschaffen wurde, auf der die Frage der Reproduktion(sarbeit) geistig behinderter Frauen differenziert erörtert werden kann.

Auch der Zusammenhang von Erwerbsarbeit und beruflicher Rehabilitation wurde ab Mitte der 80er Jahre intensiver empirisch untersucht, wobei Rehabilitation weitgehend im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich eingegrenzt auf die Wiedereingliederung in den Arbeitsprozess verstanden wurde (vgl. vor allem: Institut Frau und Gesellschaft 1988; Braun/Niehaus 1988; Niehaus 1993; Degener 1994). Erstmals wurden auch (geistig behinderte) Frauen in Werkstätten für Behinderte in die wissenschaftliche Analyse einbezogen. Dies betrifft auch das relativ neue Thema "Integrative Arbeitsplätze/Unterstützte Beschäftigung" auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt (Ansätze bei Schön 1993, 1993 a).

Der Zusammenhang zwischen familialer Reproduktionsarbeit und Erwerbsarbeit, der als Grundlage der Lebensbedingungen behinderter Frauen angesehen werden kann, wurde speziell für die Gruppe der Frauen mit geistiger Behinderung von Andrea Friske (1995) bearbeitet. Ihr Verdienst ist es, die soziale Lage dieser Frauen in die feministische Theoriediskussion eingebracht zu haben. Darüber hinaus wurde dieser Zusammenhang als solcher in der Etablierungsphase relativ selten bearbeitet und deshalb auch nicht im wesentlichen theoretisch weiterentwickelt.

Die Etablierungs- und Ausdifferenzierungsphase zeichnet sich stattdessen mehr dadurch aus, dass einzelne brisante frauenpolitische Themen aufgegriffen und mit dem Faktum Behinderung in Verbindung gebracht wurden, so vor allem das Thema Sexueller Missbrauch an behinderten Frauen. Dieses betrifft zwar alle Gruppen behinderter Frauen in bestimmter Weise, stellt sich aber wiederum für Frauen mit geistiger Behinderung als ein besonders brisantes Thema heraus. Aufgrund körperlicher und sozialer Abhängigkeiten (z.B. Pflege) sowie intellektueller und vielfach sprachlicher Beeinträchtigungen können sie sich vor se-

xuellen Übergriffen nur schwer schützen. Vollzogene Sterilisationen geistig behinderter Frauen tragen ihr übriges dazu bei, dass Täter aus dem sozialen Nahbereich der Frauen nicht vor sexuellen Übergriffen zurückschrecken (vgl. exempl. Voss/Hallstein 1993; Senn (Hg.) 1993; Zemp/Pircher 1996).

Gerade in dem genannten Zusammenhang tritt die Frage nach den Sozialisationsbedingungen behinderter Mädchen und Frauen auf. Diese wird seit der Ausdifferenzierungsphase der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik zumeist in einer Theorie-Praxis-Verbindung bearbeitet, so vor allem im Rahmen der Bildungsarbeit mit behinderten Mädchen und jungen Frauen (vgl. vor allem das Münchner Mädchen- Projekt "IMMA", Publikationen ab 1992; Adelfinger 1993; Kuhne/Mayer, Hg., 1998), außerdem unter der Perspektive der Identitätsfindung als behinderte Frau (vgl. Meier Rey 1994). Dennoch: Im umfassenden Sinne fehlt eine wissenschaftliche Durchdringung und Konzeptionierung auf diesem Gebiet. Diese wissenschaftliche Konzeption zur Sozialisation behinderter Mädchen würde nach meiner Auffassung ansetzen bei den allgemeinen gesellschaftlichen Vorurteilen gegenüber behinderten Menschen, die von potentiellen Müttern und Vätern behinderter Kinder im wesentlichen geteilt werden und als Ausgangspunkte für die Erziehung behinderter Mädchen und Jungen anzunehmen sind, eingeleitet durch psychische Krisen und eine notwendige Krisenverarbeitung der betroffenen Mütter und Väter, wenn ihr Kind mit Schädigungen und Beeinträchtigungen geboren oder im frühen Kindesalter konfrontiert wird. Die geschlechterdifferenzierende Forschung über Mütter und Väter behinderter Kinder (vgl. Jonas 1990, Hinze 1991, Kallenbach 1992 und 1997) geht durchgängig davon aus, dass ein behindertes Kind bei den Eltern psychische Krisen auslöst; Themenschwerpunkt in der Mütter- und Väterforschung ist deshalb die Krisenverarbeitung. Die Verbindung zur Sozialisation behinderter Mädchen und Jungen wurde aber in den genannten Werken bisher nur in Ansätzen hergestellt und müsste meines Erachtens weiter ausgebaut werden. Eine Forschungsskizze dazu wird weiter unten (vgl. 2.3) entwickelt. Ein ähnlicher Eindruck trifft auch für die Berufsgruppen der Behindertenpädagogik und der Integrationspädagogik zu, obwohl in den 90er Jahren daran gearbeitet wurde, ihre Geschlechterdynamik zu analysieren (für den Zusammenhang von weiblicher Sozialisation und Arbeit in der Sonderpädagogik vgl. Rohr 1992; für die Sonderschule vgl. Hack-Zürn 1994; für die Integrationspädagogik vgl. Ortmann 1992; Schildmann/Völzke 1994; Schildmann 1996).

Die genannte Ausdifferenzierung betrifft, wie gezeigt werden konnte, alle in der Behindertenpädagogik verorteten Personengruppen (behinderte Frauen, behinderte Mädchen, Mütter behinderter Kinder, Berufsgruppen in der Behindertenpädagogik), wobei auffällig ist, dass der Schwerpunkt der Frauenforschung nicht bei den zentralen Gruppen des sonderpädagogischen Geschehens (Kinder, Erzieherinnen, Lehrerinnen) liegt, sondern bei der sozialen Lage behinderter Frauen und damit einer Gruppe, die in der Behindertenpädagogik eher randständig ist. Diese Konzentration der Frauenforschung auf die Gruppe der behinderten

Frauen resultiert nach meiner Beobachtung aus der Verbindung der Forscherinnen mit der Frauenbewegung und Frauenforschung, auch wenn es sich bei ihnen überwiegend um Theoretikerinnen und Praktikerinnen der Behindertenpädagogik handelt.

Die inhaltliche Ausdifferenzierung wurde begleitet von einer methodischen Ausdifferenzierung: Der explorativen qualitativen Studie von Ulrike Schildmann (1983) folgten eine quantitative empirische Studie von Mathilde Niehaus (1993) und zwei biographisch narrative Studien von Katrin Steengrafe (1995) und Heike Ehrig (1996). Die methodische Ausdifferenzierung geht nach meiner Beobachtung bis heute weiter, wie neueste Arbeiten zeigen (vgl. 1.3).
Die Phase der Ausdifferenzierung und Etablierung wurde schließlich besiegelt durch verschiedene Maßnahmen und Errungenschaften behindertenpolitischer und wissenschaftspolitischer Art:

Auf behindertenpolitischer Ebene zu nennen ist die Gründung landesweiter Netzwerke behinderter Frauen in der ersten Hälfte der 90er Jahre, die von den jeweiligen Landesministerien gefördert werden und - ähnlich wie das ebenfalls Anfang der 90er Jahre gegründete Bildungs- und Forschungsinstitut zum selbstbestimmten Leben behinderter Menschen (bifos) - parteiliche Forschung in eigener Sache betreiben. Weiterhin fanden mehrere Fachtagungen für behinderte (und nichtbehinderte Frauen) statt, deren Ergebnisse zum Teil forschungsrelevant sind (vgl. Barwig/Busch, Hg., 1993; Henschel, Hg., 1997). Vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend wurde 1996 eine "Untersuchung 'Lebenssituation von Frauen mit Behinderung'" in Auftrag gegeben, welche erstmals umfassende (bundesweite) empirische Daten hervorbringen sollte, nachdem in den 80er Jahren ein Forschungsprojekt des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung zu "Frauen in der beruflichen Rehabilitation" einen spezifischen, sozialpolitisch relevanten Lebensausschnitt bearbeitet hatte (vgl. Institut Frau und Gesellschaft 1988). Die 1996 in Auftrag gegebene Studie wurde im Jahr 2000 (Eiermann u.a.) publiziert und liefert empirische Daten über die Lebensbedingungen und Interessen behinderter Frauen auf der Basis einer umfangreichen schriftlichen Befragung von knapp 1000 Frauen mit (körperlicher) Behinderung und einer qualitativen Befragung von 60 Frauen mit (körperlicher) Behinderung sowie mit 40 Vertreterinnen/Vertretern von Verbänden und Institutionen der Behindertenhilfe und -politik. Allerdings verzichtet die Studie auf eine fundierte Auseinandersetzung mit den theoretischen Ansätzen der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik und trägt auch selbst nicht zur Theorieentwicklung bei. Ganz im Mittelpunkt ihres Interesses steht statt dessen die Erhebung politikrelevanter Daten.

Auf wissenschaftspolitischer Ebene zu nennen ist zum einen die Durchführung der ersten beiden Fachtagungen zur Geschlechterproblematik in der Behindertenpädagogik in den Jahren 1996 und 1997:

- 33. Arbeitstreffen der Dozentinnen und Dozenten der Sonderpädagogik in deutschsprachigen Ländern, Titel: "Geschlechterverhältnisse in der Behindertenpädagogik. Subjekt/Objekt-Verhältnisse in Wissenschaft und Praxis", Bremen, Oktober 1996 (vgl. Jantzen, Hg., 1997);
- Institut für Behindertenpädagogik der Universität Hamburg/Prof. Dr. Birgit Warzecha: "Geschlechterdifferenz in der Sonderpädagogik", Hamburg, April 1997 (vgl. Warzecha, Hg., 1997).

Zum anderen zu nennen ist die Einrichtung einer (ersten) Professur für "Frauenforschung in der Behindertenpädagogik" im Rahmen des Netzwerks Frauenforschung des Landes Nordrhein-Westfalen an der Universität Dortmund (reguläre Besetzung 1996). Unter den ca. 150 Professuren der Heil- / Sonder- / Rehabilitationspädagogischen Institute und Fachbereiche an deutschen Universitäten ist seitdem eine Professur ausschließlich der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik gewidmet (vgl. Schildmann 2000). Schwerpunkte in der Lehre und Forschung spiegeln sich in dem vorliegenden Band wider.

1.3 Ansätze zu einer wissenschaftlichen Vertiefungsphase

Wurde die Zeit von ca. 1988 bis 1996/97 als Phase der Ausdifferenzierung und Etablierung der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik bezeichnet, so könnte sich ab 1997/98 eine dritte Phase abzeichnen, die auf eine wissenschaftliche Vertiefung des Fachgebietes hindeutet. Die nächsten Jahre werden zeigen, ob sich diese Einschätzung als haltbar erweisen wird.

Einen Hinweis auf die vermutete wissenschaftliche Vertiefung des Fachgebietes liefert der theoriegeleitete Forschungsansatz von Vera Moser (1997), der die Verbindung zwischen den Kategorien Geschlecht und Behinderung untersucht und dabei den weiblichen Körper in seiner gesellschaftlichen Bedeutung in das Zentrum des Interesses stellt (vgl. Michel Foucault 1976). Vera Mosers Anliegen besteht darin zu ergründen, wie soziale Abweichung produziert wird - Abweichung von männlicher Ideal- und Durchschnittsnormalität sowie von gesellschaftlichen Leistungs- und Gesundheitsmaßstäben - und welche Rolle der als unvollständig definierte Körper (sei es der weibliche im Vergleich zum männlichen oder der beschädigte im Vergleich zum gesunden) in diesem Prozess spielt. Vertieft werden hier auf einer neuen theoretischen Basis die Ansätze zum Themenkomplex "Behinderung und Geschlecht" im Sinne der Ermittlung behindernder Lebensbedingungen.

Anders eine zweite Arbeit, die empirische Studie von Ursula Kulmer (2000). Untersucht wird die Lebensweise behinderter Frauen im theoretischen Zusammenhang des Radikalen Konstruktivismus. In diesem Rahmen entwickelt die Autorin eine neue empirische Forschungsmethode, die Methode der Strategieinterviews. Sie fragt bewusst nicht nach behindernden Lebensbedingungen und sozialer Diskriminierung, sondern vielmehr - provokativ und im Sinne der Be-

wegung "Selbstbestimmt Leben" - nach erfolgreichen Alltagsstrategien, die die betreffenden Frauen den sozialen Benachteiligungen entgegensetzen.

Am Beispiel der genannten beiden Arbeiten wird der Spannungsbogen deutlich, der für die Theorieentwicklung der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik wegweisend sein könnte. Beide Stränge werden drittens aufgenommen in einem größeren Forschungsprojekt, welches - als Teil der Forschungsgruppe "Normalismus" der Deutschen Forschungsgemeinschaft - den Zusammenhang von Normalität, Behinderung und Geschlecht untersucht (vgl. Schildmann 1999 und 2000a). Vor dem Hintergrund von Geschlecht und Behinderung wird untersucht, was unter Normalität zu verstehen ist, wie sie produziert wird und wie sie funktioniert. Mit den beiden vorgenannten Forschungsansätzen verbindet sich dieses Projekt in folgender Weise: Zum einen (vgl. Moser) wird Abweichung produziert im Rahmen gesellschaftlicher Normalität. Erst die Erforschung der Strukturen gesellschaftlicher Normalität ermöglicht einen Vergleich unterschiedlicher Ausschlussgründe und Abweichungsstrukturen (Geschlecht und Behinderung im Vergleich). Zum anderen sind Normalität und Abweichung so eng miteinander verbunden, dass die von Behinderung (und damit Abweichung) betroffenen Menschen nicht nur permanent mit der gesellschaftlichen Normalität konfrontiert sind, sondern sich darin einrichten, ihre eigene (Teil-) Normalität ausbilden und innerhalb dieses Rahmens individuell erfolgreiche Strategien entwickeln (vgl. Kulmer 2000; vgl. auch Punkt 2.1).

Damit zeichnet sich eine Perspektive der Theoriebildung ab, die ergänzt wird durch weitere theoretische Ansätze, wie zum Beispiel den von Annet Pohl (1999) über den Zusammenhang von Identität und postmodernen Denkfiguren, ebenfalls dargestellt an der Gruppe der behinderten Frauen. Welche Rolle die anderen Teilgruppen der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik - Mädchen/Jungen, Mütter/Väter behinderter Kinder, Berufsgruppen in der Behindertenpädagogik und der Integrationspädagogik - für die Theoriebildung erhalten werden und ob sie die Vertiefungsphase der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik maßgeblich beeinflussen werden, wird sich in den nächsten Jahren zeigen. Im Bearbeitungsprozess befinden sich derzeit zum Beispiel einige wissenschaftliche Arbeiten (Dissertationen) über Studentinnen und Lehrerinnen der Sonder- und der Integrationspädagogik.

2. Theoretische Ansätze des Fachgebietes: Vorstellung exemplarischer Forschungsfelder

2.1 Überblick und Auswahl der Forschungsfelder

Das Erkenntnisinteresse der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik ist folgendermaßen zu beschreiben (vgl. im folgenden Schildmann 1999a): Im Mittelpunkt steht das geschlechterspezifische Verhältnis zwischen behinderten

und nichtbehinderten Menschen. Alle Fragen der Behinderten- und der Integrationspädagogik sind auf die Ebene der gesellschaftlichen Hierarchien zwischen den Geschlechtern zu beziehen. Was bedeutet Behinderung vor dem Hintergrund der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung? Wie werden behinderte Frauen/Mädchen und Männer/Jungen im Vergleich zu ihren nichtbehinderten Altersgruppen sozialisiert? Welches sind die Zusammenhänge zwischen Normalität, Behinderung und Geschlecht?

Vor dem Hintergrund eines sozialwissenschaftlichen Verständnisses von Behinderung, welches - gemäß der Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO 1980) - zwischen Schädigung, individueller Beeinträchtigung und Behinderung im sozialen Sinne differenziert (vgl. Schildmann 1983), wurde zunächst die allgemeine feministische Diskussion über weibliche Lebenszusammenhänge aufgegriffen und in Verbindung gebracht mit dem gesellschaftlichen Phänomen Behinderung. So lautete der Titel der ersten wissenschaftlichen Analyse "Weibliche Lebenszusammenhänge und Behinderung" (Schildmann: Dissertation, Univ. Bremen 1982), in der publizierten Form "Lebensbedingungen behinderter Frauen" (Schildmann, 1983). Mitte der 70er Jahre hatte die feministische Auseinandersetzung mit der Marxschen Theorie begonnen, die zuvor in den Diskussionen der Studentenbewegung zentral gewesen war. Das Verhältnis zwischen Lohnarbeit und Kapital (bei Marx) wurde nun um die Kategorie Geschlecht erweitert: Zentral für die Frauenbewegung und die Frauenforschung wurde das Verhältnis von Klasse und Geschlecht sowie die Kategorie Arbeit im umfassenden Sinne der Beziehung zwischen Reproduktionsarbeit und Erwerbsarbeit; denn das ist die Verbindung, in der Frauen ihre tägliche Arbeit leisten. Diese grundlegende gesellschaftliche Konstruktion der modernen Industriestaaten - hier speziell der Bundesrepublik Deutschland - wurde von der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik auf die gesellschaftliche Situation behinderter Frauen bezogen und für diese Gruppe von Frauen kritisch analysiert (vgl. Schildmann 1983). Ausgegangen wurde also von einem theoretischen Ansatz, der für sich in Anspruch nimmt, gesellschaftliche Problemlagen von Frauen im allgemeinen zu analysieren. Die Analyse der Lebensbedingungen behinderter Frauen nahm die allgemeinen Annahmen zum Ausgangspunkt und versuchte, die bis dahin geleisteten feministischen Analysen zu weiblichen Lebenszusammenhängen für eine spezifische Gruppe von Frauen auszudifferenzieren, nicht zuletzt mit der Absicht, auch auf die allgemeine Theoriebildung - im Sinne von Ausdifferenzierung - zurückzuwirken. Die genannte Arbeit orientierte sich also an der feministischen Theoriebildung, genauer: an der Diskussion über weibliche Arbeitsstrukturen und das Verhältnis zwischen Reproduktionsarbeit und Erwerbsarbeit. Thematisiert wurde dabei auch bereits das Verhältnis zwischen Normalität und Behinderung, zunächst in der Absicht, das Phänomen Behinderung unter geschlechterspezifischen Aspekten zu definieren (vgl. Schildmann 1983, Kap. 2).
Erst in jüngster Zeit wurde die Forschungsperspektive der Normalität wieder aufgenommen. In einem interdisziplinären Forschungszusammenhang zum

"Normalismus" wird - auf der theoretischen Basis der theoretischen Schrift von Jürgen Link: "Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird" (1997) - untersucht, welche gesellschaftlichen Funktionen Normalität im Zusammenhang mit Behinderung und Geschlecht erfüllt. Gefragt wird theoretisch nach bestimmten - behinderungs- und geschlechterrelevanten - Verhältnissen, in denen Normalität steht:

- Normalität und Normativität;
- Konstitution von Basis-Normalfeldern (Gesundheit, Leistung, Intelligenz u.a.);
- Protonormalismus und flexibler Normalismus;
- Normalistische Subjektivität und Selbstnormalisierung;
- Selbstnormalisierung und Fremdnormalisierung.

Da bereits eine umfassende Forschungsskizze zu diesem Projekt publiziert wurde (vgl. Schildmann 2000a), wird in der vorliegenden Schrift - trotz des theoretisch grundlegenden Charakters des Projektes - auf eine ausführlichere Darstellung verzichtet.

Aufgegriffen wird statt dessen eine andere, forschungspraktische Perspektive, die sich aus dem oben dargestellten theoretischen Ansatz zur Lebenssituation behinderter Frauen ableitet. Wurde diese anfänglich exemplifiziert an der Personengruppe der körperlich beeinträchtigten Frauen und anschließend von anderen Autorinnen zur Ausdifferenzierung einzelner Fragestellungen benutzt (aber bisher nicht in einem umfassenden Sinne weiterentwickelt), so soll nun, um die grundlegende Diskussion aufzufrischen, der für die Analyse der Lebensbedingungen zentrale Zusammenhang von Arbeit und Behinderung in diesem Band erneut behandelt und auf der Basis heutiger Problemstellungen am Beispiel von Frauen mit intellektuellen Beeinträchtigungen (geistiger Behinderung) exemplifiziert werden (vgl. I. 2.2).

In ähnlicher Weise um eine Verankerung in der feministischen Theorie bemüht war die wissenschaftliche Arbeit von Annedore Prengel (1984): "Schulversagerinnen. Versuch über diskursive, sozialhistorische und pädagogische Ausgrenzungen des Weiblichen". In Auseinandersetzung mit den Positionen der französischen Philosophin Luce Irigaray untersuchte Annedore Prengel Prozesse sozialer Ausgrenzung: Ausgrenzung der Frau aus der Wissenschaft, u.a. auf dem Gebiet der Sonderpädagogik, Ausgrenzung weiblicher Lebenszusammenhänge aus politischen Diskursen, schließlich schulische Ausgrenzungen von Mädchen am Beispiel lernbehinderter Schülerinnen. Fragen des "Nichtidentischen" standen im Mittelpunkt ihres wissenschaftlichen Interesses (vgl. Prengel 1984, S. 27 ff.). Damit entwickelte die Autorin auch eine wichtige Grundlage zur Erforschung der Sozialisation behinderter Mädchen. Aber auch ihr Ansatz wurde meines Erachtens von nachfolgenden Autorinnen nicht im engeren Sinne weiterverarbeitet. Das Forschungsfeld Sozialisation behinderter Mädchen hat bisher noch keine umfassende und grundlegende Strukturierung erfahren. Dies soll ebenfalls im vorliegenden Band versucht werden (vgl. I. 2.3). Untermauert wer-

den kann die Konstruktion des Forschungsfeldes Sozialisation zum einen durch die oben genannten Ansätze zur Erforschung der Situation von Müttern und Vätern behinderter Kinder (vgl. vor allem Jonas 1988; Hinze 1991), zum anderen durch die Ansätze der Theoriebildung zur Geschlechterdifferenz in der Sonderpädagogik" (vgl. Warzecha, Hg., 1997), die sich vor allem auf die Sonderschule beziehen. Die Forschungsansätze von Barbara Rohr (1984, 1984a, 1992), die sich zuspitzen lassen auf den Personenkreis der professionell mit Behinderten Beschäftigten, insbesondere Sonderschullehrer/innen, ebenso die Arbeit von Ingeborg Hack-Zürn über Sonderschullehrerinnen (1994) und von Birgit Warzecha (1995), eine feministische Reflexion der Verhaltensgestörtenpädagogik, sind in diesem Rahmen anzusiedeln. Beeinflusst wird der Gesamtkomplex der Sozialisation schließlich durch die Debatte um die Erziehung behinderter Kinder in sonderpädagogischen oder aber in integrationspädagogischen Einrichtungen. Die Geschlechterdimension in der Integrationspädagogik wurde theoretisch aufbereitet durch Annedore Prengels Forschungsarbeiten. Theoretisch grundlegend ist ihre "Pädagogik der Vielfalt" (1993), in der drei moderne pädagogische Reformbewegungen systematisch miteinander verglichen werden: die Feministische Pädagogik, die Interkulturelle Pädagogik und die Integrationspädagogik. In allen drei Bewegungen geht es um das Spannungsverhältnis von Differenz und Gleichheit (ein Thema der Frauenforschung insgesamt, s.o.). Eine weitere Arbeit (Schildmann 1996) setzt auf dieser Theoriebasis an, sie nimmt zwei der von Annedore Prengel untersuchten Pädagogiken auf, die feministische und die integrative, "...um gezielt und detailliert eine spezifische Binnenperspektive, nämlich die der Geschlechterdimension in der Integrationspädagogik, zu eröffnen" (Schildmann 1996, S. 14). Der inhaltliche Zusammenhang der beiden genannten Arbeiten steht für aufeinander bezogene Theorieentwicklung, wie sie auf dem Gesamtgebiet der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik noch selten vorkommt.

Zusammenfassend wird an dieser Stelle die These vertreten, dass die Frauenforschung in der Behindertenpädagogik - trotz der beachtlichen Ausdifferenzierung ihres Themenspektrums - einen großen Bedarf an Theorieentwicklung hat, will sie den Status eines wissenschaftlich relevanten Fachgebietes in der Behindertenpädagogik und in der allgemeinen Frauen- und Geschlechterforschung erlangen.

2.2 Exemplarische Forschungsskizze: Geistig behinderte Frauen und Arbeit

In den meisten gegenwärtigen Gesellschaften, vor allem in den modernen Industriegesellschaften, sind geistig behinderte Menschen von den wesentlichen gesellschaftlichen Arbeitsprozessen ausgegrenzt. Dies betrifft geistig behinderte Frauen in anderer Weise und stärker als geistig behinderte Männer.

Im folgenden wird versucht, diese Ausgangsthese theoretisch zu begründen. Im Anschluss daran wird dargelegt, warum - entgegen aller gesellschaftlichen Pra-

xis - die Arbeit als solche für alle Menschen von hoher Relevanz ist, für geistig behinderte Menschen ebenso wie für alle anderen. Schließlich gehe ich auf konkrete Probleme der Arbeit geistig behinderter Frauen ein. Diskutiert werden auch Reformansätze und ihre geschlechterspezifischen Implikationen. In diesem Rahmen sind auch Forderungen der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik zu stellen, um die Lebensbedingungen geistig behinderter Frauen durch eigene Arbeit zu verbessern.

2.2.1 Theoretische Betrachtung zur Arbeit bei geistig behinderten Frauen

In den modernen Industriegesellschaften, auf die ich mich hier konzentrieren will, ist Arbeit im wesentlichen kapitalistisch organisiert und strukturiert. Eine große Zahl von Menschen verkauft ihre individuelle Arbeitskraft an einzelne Unternehmer, die Produktionsmittel (Maschinen usw.) besitzen und im allgemeinen die Arbeiter nach ihrer Leistung und damit nach ihrem Marktwert entlohnen. Um jedoch die individuelle Arbeitskraft täglich und ein Leben lang verkaufen und einsetzen zu können, ist es notwendig, diese selbst immer wieder herzustellen. Das kapitalistische System, welches auf patriarchalischen Gesellschaftsfundamenten steht, sieht traditionell folgendes Muster vor: Der Mann (gedacht als Ehemann und Vater) verkauft seine Arbeitskraft und erhält dafür einen (Familien-)Lohn. Die Frau (gedacht als Hausfrau und Mutter) sorgt an erster Stelle für die Reproduktion der Arbeitskraft ihres Mannes und ihrer Kinder. Finanziell ist sie dabei abhängig vom Lohn ihres Mannes. An zweiter Stelle gilt sie als Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt und leistet dort zu wesentlichen Teilen reproduktionsbezogene Erwerbsarbeit. Dienstleistungen und Versorgungsarbeiten (gegenüber Kindern, alten Menschen, Kranken etc.) werden also Frauen zugewiesen, während wirtschaftlich innovative und lukrative Felder im engen Bereich der Produktion und Entwicklung von Männern dominiert werden. Auch wenn die männliche Ernährernorm heute brüchig geworden zu sein scheint, machten im Rahmen der westdeutschen Paarhaushalte im Jahr 1995 die vollerwerbstätigen Frauen nur 21 Prozent und die teilzeitbeschäftigten Frauen etwa 20 Prozent aus (im Osten entsprechend 43 Prozent und etwa 30 Prozent; vgl. Ostner 1998, S. 219 f.). Zwar sollen Frauen neuerdings erwerbstätig sein (und Männer sollen im Gegenzug bewusste Väter werden), aber die Kindererziehung durch die Mütter soll gesichert bleiben und - je nach Alter der Kleinen, im langfristigen Balanceakt - mit Nichterwerbstätigkeit, Teilzeitbeschäftigung und ggf. anschließender Vollbeschäftigung verbunden werden (vgl. Ostner 1998, S. 220).

Die allgemeine Arbeitsstruktur, die in der beschriebenen Doppelstruktur vor allem im Rahmen der feministischen Frauenforschung analysiert wird, hat erhebliche Auswirkungen auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen all derjenigen, die die gesellschaftlich durchschnittlichen Leistungen nicht erbringen können. Das sind besonders diejenigen, die im Zuge einer gesundheitlichen Schädigung und individuellen Beeinträchtigung die gesellschaftliche Normalität nicht erfüllen und aus diesem Grunde als behindert definiert und behandelt werden (vgl. WHO

1980). Zu dieser Gruppe gehören insbesondere die Menschen mit einer geistigen Behinderung; denn in den modernen - wissenschaftlich-technisch orientierten - Gesellschaften werden die intellektuellen Beeinträchtigungen der Menschen besonders negativ bewertet, während körperliche Einschränkungen eher als technisch ausgleichbar angesehen werden. Bei diesen Überlegungen ist folgende Differenzierung zu bedenken: Gesellschaftliche Normalität, an der gemessen und bewertet wird, existiert nicht als solche. Normvorstellungen und gesellschaftliche Durchschnittswerte werden vielmehr geschlechterspezifisch definiert, orientiert an der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung. Für Menschen mit intellektuellen Einschränkungen bedeutet dies: Männer werden an dem gemessen, was von Männern im allgemeinen erwartet wird, Frauen entsprechend an den Vorstellungen, die sich an nichtbehinderte Frauen richten. Dies sei betont, weil die gesellschaftliche Kontrolle über geistig behinderte Frauen größere Lebens- und Arbeitsbereiche umspannt als die Kontrolle über geistig behinderte Männer. Die Frauen werden in erster Linie an dem Arbeitsbereich gemessen, der für alle Frauen als der primäre gilt: an der Reproduktionsarbeit. Eine im 20. Jahrhundert vorrangige Frage in diesem Zusammenhang ist die nach der Reproduktion im biologischen Sinne: Sollen Frauen mit einer geistigen Behinderung Kinder bekommen? Aber dies ist eine Frage, die bereits als solche einen eugenischen Charakter trägt; denn die Gesellschaft versucht zu bestimmen, welche Frauen keine Kinder bekommen sollen, weil ihr "Produkt" gesellschaftlich definierte "Mängel" aufweisen könnte. Dies ist außerdem eine Frage, die im wesentlichen nur an Frauen gestellt wird, weil diese für alle reproduktiven Angelegenheiten einschließlich Erziehung und Versorgung von Kindern verantwortlich gemacht werden. Männer mit einer geistigen Behinderung werden dagegen an ihren Arbeitsfähigkeiten für den allgemeinen Erwerbsarbeitsmarkt gemessen - auch wenn sie keine Familie ernähren können, sondern nur sich selbst. Hier sind sie ihrer weiblichen Vergleichsgruppe gegenüber im Vorteil. Die Frauen erleben eine Diskriminierung in beiden wesentlichen Arbeitsbereichen, die nicht nur als "doppelte Diskriminierung" zu bezeichnen ist (vgl. die behindertenpolitische Diskussion, s.o.), sondern als eine potenzierte Diskriminierung - im Vergleich zu anderen Frauen und ebenfalls im Vergleich zu ihrer männlichen Vergleichsgruppe. Auf dem Arbeitsmarkt besteht die Diskriminierung der geistig behinderten Frauen im wesentlichen darin, dass sie erstens seltener überhaupt einen Arbeitsplatz finden als ihre männliche Vergleichsgruppe und dass ihnen zweitens ein begrenzteres Spektrum von Arbeitsmöglichkeiten zur Verfügung steht, nämlich vor allem solche Arbeiten, die in irgend einer Weise Hausarbeitscharakter haben: Küchen- und Putzarbeiten u.ä. Vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen, bleibt diesen Frauen oft nur die Möglichkeit, unbezahlte Hausarbeit zu leisten, und zwar in ihren Herkunftsfamilien (und nur selten in einer eigenen Familie) oder im Rahmen der Institutionen, in denen sie leben. Der Arbeitscharakter dieser Tätigkeiten ist dann, sobald eine Bezahlung für die Leistung entfällt, nicht mehr sichtbar. Dann vermischen und verwischen sich die Lebensbereiche Arbeit, Selbstversorgung, Freizeit u.a.

An dieser Stelle sollte erklärt werden, warum die Teilnahme an den gesellschaftlichen Arbeitsprozessen für geistig behinderte Frauen ebenso wichtig ist wie für alle anderen Menschen. Nur in der tätigen Auseinandersetzung mit der Welt eignet sich der Mensch dieselbe an. Lernen und Entwicklung sind Prozesse, in denen wir ein "inneres Abbild von der äußeren Welt" entwerfen. "Das innere Abbild ermöglicht...die Antizipation des Kommenden und damit eine stabile Orientierung des Individuums auf und in seiner Lebenswelt. Die Regulation der Austauschprozesse des Menschen mit seiner Welt orientiert sich am nützlichen Endeffekt... Gelernt wird folglich nur, was in und durch diese Prozesse subjektive Bedeutung gewinnt" (Feuser 1989, S. 26). Ein wesentlicher Ausdruck menschlicher Tätigkeit ist die Arbeit. In ihrem Rahmen setzt sich der Mensch tätig mit seiner Umwelt auseinander, produziert Gegenstände zu seinem Gebrauch, eignet sich das soziale Erbe seiner Gesellschaft an und entwickelt sowohl dieses als auch sich selbst weiter (vgl. Jantzen 1987, S. 19 ff.; Schartmann 1999). Der Ausschluss von den gesellschaftlich relevanten Arbeitsprozessen bedeutet für die betroffenen Menschen: Isolation von der Aneignung der äußeren Welt sowie von den Möglichkeiten der Selbstentwicklung und -verwirklichung. Genau in dieser Isolation liegt eine wesentliche Komponente von Behinderung. Frauen mit einer geistigen Behinderung sind davon besonders betroffen, da ihnen der Zutritt zu beiden wesentlichen gesellschaftlichen Arbeitsbereichen versperrt wird - ohne eine adäquate Alternative. Mit dieser Isolation verbunden sind entsprechende Folgeerscheinungen: auf psychischer Ebene Identitätsprobleme, auf ökonomischer Ebene Armut.

2.2.2 Konkrete Probleme und Reformansätze

Die beschriebene Arbeitsorganisation führt bei Frauen mit einer geistigen Behinderung zu zweierlei strukturellen Problemlagen: Auf dem Gebiet der familialen Reproduktionsarbeit wird die Arbeitsfähigkeit von Frauen mit einer geistigen Behinderung zumindest in Frage gestellt, wenn nicht gar ignoriert; den meisten von ihnen wird nicht zugetraut und auch nicht erlaubt, überhaupt eine Familie zu gründen. Diese in einigen Ländern fest verwurzelte gesellschaftliche Vorgabe, deren eugenischer Charakter nicht zu übersehen ist, beeinflusst die betreffenden Frauen bereits vom Anfang ihres Lebens an. Die Erziehung und Sozialisation zur gesellschaftsfähigen Frau (vgl. ausführlich unter 2.3) wird für Frauen mit einer geistigen Behinderung ins Gegenteil verdreht: Die frühkindliche Erziehung orientiert sich oftmals nur an den Schädigungen des Kindes und an deren gewünschter Beseitigung, sie übersieht dabei häufig die Geschlechtlichkeit des Kindes. Und die Sexualerziehung selbst - wann auch immer sie einsetzt - orientiert sich an dem, was gesellschaftlich gerade nicht erwünscht ist. Die Sexualität und ihre Bedeutung für die menschliche Entwicklung werden weitgehend negiert und häufig erst dann bemerkt, wenn sie Problemcharakter angenommen hat: wenn das Mädchen oder die Frau schwanger wird, sei es gewollt oder durch sexuellen Missbrauch. In den Schulen werden vor allem sogenannte alltagspraktische Fähigkeiten vermittelt, die auf die spätere eigene Ver-

sorgung der geistig behinderten Mädchen abzielen, aber den gesellschaftlichen Rahmen der familialen Reproduktionsarbeit ablehnen oder übersehen. Identitätsprobleme entstehen für die betreffenden Mädchen spätestens dann, wenn sie beginnen, sich mit ihren Müttern, Schwestern und anderen Frauen zu vergleichen. Dagegen werden Mädchen mit einer geistigen Behinderung - ebenso wie vergleichbare Jungen - spätestens von der Schulzeit an erzogen für die Arbeit auf einem eingeschränkten, extra für sie geschaffenen Arbeitsmarkt. Gemeint ist die Arbeit in Werkstätten für Behinderte. Deren Charakteristikum ist es, ein vom allgemeinen Arbeitsmarkt abhängiger kleiner Arbeitsmarkt zu sein, der nur unter Sonderbedingungen funktioniert: vor allem durch (staatliche) Subventionierung, Abhängigkeit von der Auftragslage des allgemeinen Arbeitsmarktes sowie nicht marktorientierte Bezahlung der Arbeiterinnen und Arbeiter mit Sozialunterstützungscharakter. Auf diesem Arbeitsmarkt sollen Männer und Frauen mit einer geistigen Behinderung gleichermaßen arbeiten; in Deutschland tun dies aber faktisch mehr Männer als Frauen. Dieses quantitative Verhältnis zwischen den Geschlechtern müsste näher untersucht werden: Entspricht es dem Vorkommen von Beeinträchtigungen bei Frauen und Männern, entspricht es dem Verhältnis der Schulabgänger mit einer Behinderung u.ä.? Untersucht werden müsste darüber hinaus der Einsatz von Frauen und Männern in den jeweils vorhandenen Arbeitsfeldern. Hierzu lautet die kritische These: Für die männlichen Beschäftigten in einer Werkstatt stehen mehr Arbeitsbereiche zu Verfügung als für die weiblichen. Letztere werden in vielen Werkstätten in die Bereiche traditioneller weiblicher Beschäftigung (Küchenarbeiten, Näherei, Wäscherei, etc.) verwiesen. Schließlich: Wie viele der männlichen und wie viele der weiblichen Beschäftigten mit einer geistigen Behinderung erhalten die Chance, von der Werkstatt für Behinderte auf den allgemeinen Arbeitsmarkt zu wechseln? Eine Frage, die untersucht werden sollte, auch wenn die Durchlässigkeit zwischen Werkstatt für Behinderte und Arbeitsmarkt kaum gegeben ist.

In diesem Zusammenhang soll kurz auf zwei Reformbewegungen eingegangen werden mit der Frage, ob diese die (besondere) Benachteiligung der Frauen mit einer geistigen Behinderung reflektieren und zu überwinden versuchen:

Die erste Reformbewegung ist das Normalisierungsprinzip, welches vor allem durch seine drei (männlichen) Vertreter Niels Erik Bank-Mikkelsen (Dänemark), Bengt Nirje (Schweden) und Wolf Wolfensberger (Kanada/USA) international bekannt wurde (zusammenfassend vgl. Schildmann 1997). Mit diesem Konzept, dessen Ursprünge bis in die späten 50er Jahre zurückgehen, sollen die Lebensbedingungen geistigbehinderter Menschen vor allem in sozialen (Groß-) Einrichtungen reformiert werden. Als Orientierung dienen die gesellschaftlich durchschnittlichen Lebensformen der Bevölkerung: "The normalization principle means that you act right when making available to all persons with intellectual or other impairments or disabilities patterns of life and conditions of everyday living which are as close as possible to or indeed the same as the regular circumstances and ways of life of their communities" (Nirje 1992, S. 16). Re-

flektiert wurden in diesem Rahmen bis heute am ehesten die Zusammenhänge von Arbeit und Freizeit mit der Forderung nach einer klaren Trennung zwischen beiden, die Wohnqualität in Einrichtungen für geistig behinderte Menschen u.ä. Aber die oben genannten "regular circumstances and ways of life" werden - weitgehend unreflektiert - nur mit männlichen Durchschnittsverhältnissen identifiziert. Die Reproduktionsarbeit (in der Familie) mit all ihren Anteilen biologischer und sozialer Qualitäten sowie das schwierige Verhältnis zwischen Hausarbeit und Freizeit finden meines Wissens kaum Berücksichtigung. Aber gerade diese Struktur bringt große Probleme mit sich, für alle Frauen, und so auch für solche mit einer geistigen Behinderung. Darauf weisen auch Hillary Brown und Helen Smith in ihrer feministischen Analyse des Normalisierungsprinzips hin: "Services have made little progress towards assisting women with disabilities in taking on the roles of wife and mother... Equally, lesbian relationships are not valued by the wider society and within normalisation may be seen to disadvantage women with disabilities further. However, such relationships might offer them a chance of equal power and nurtu- rance" (Brown/Smith 1992, S. 160). Darüber hinaus weisen die beiden Autorinnen auf zwei konkrete Probleme hin, die sich im Rahmen des Normalisierungsansatzes stellen, wenn die Hierarchien zwischen den Geschlechtern ignoriert oder gar negiert werden: "Women with learning difficulties form a distinct group who are caught by the conflicts inherent in normalisation. New services have tended to imitate the nuclear family in grouping people together in small houses, women in these groups are likely to find themselves in a 'housekeeping' role, in this case serving men whom they have not chosen and with whom they do not have close personal ties. They are, like other women, vulnerable to domestic or sexual violence in such settings, yet services have rarely attended to issues of protection in a serious way" (Brown/Smith 1992, S. 159 f.).

Die genannten Beispiele zeigen, dass ein Reformkonzept, welches die Behindertenpädagogik international beeinflusst, einige bestehende Probleme tradiert und gegebenenfalls neue produziert, wenn gesellschaftliche Strukturelemente wie die Geschlechterhierarchie ignoriert und negiert werden.

Das zweite Reformbeispiel, auf das hier eingegangen werden soll, sind die Ansätze des "Supported Employment". Sie haben sich (zunächst in den USA) im wesentlichen entwickelt als Alternative zu den Werkstätten für Behinderte und gleichzeitig als Fortsetzung der Integrationsansätze für behinderte und nichtbehinderte Kinder und Jugendliche in Kindergarten und Schule. Soweit bekannt, gibt es keine umfassenden Analysen über die quantitativen und qualitativen Verhältnisse zwischen den Geschlechtern in den einzelnen Programmen des Supported Employment. Am Beispiel der vier deutschen Modellprojekte (Berlin, Gelsenkirchen, Hamburg, Reutlingen), die ab 1991 mit Geldern der Europäischen Gemeinschaft finanziert wurden (vgl. Bundesministerium der Justiz, Hg., 1995), wird aber zumindest eine kritische Grundtendenz deutlich: Im Untersuchungszeitraum 1991-1993 waren ca. zwei Drittel aller an den vier Projekten

beteiligten behinderten Personen männlichen Geschlechts. Hier kommt ein Verhältnis zwischen Männern und Frauen zum Vorschein, welches das Geschlechterverhältnis zugunsten der männlichen Beteiligten in den Werkstätten für Behinderte noch überbietet. Diskutiert werden müsste in diesem Zusammenhang aber auch das Verhältnis zwischen behinderten Mädchen und Jungen in den Integrationsklassen der Schule (Primarstufe und Sekundarstufe), die dem Arbeitsmarkt vorgelagert sind. Einzelne Daten lassen darauf schließen, dass bereits hier ein starkes Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern zu verzeichnen ist (vgl. Schildmann 1996, S. 37 ff.), welches sich in den Bereich der beruflichen Integration hinein fortsetzt. Von den Forschungsgruppen der Projekte wurde dieses problematische Verhältnis reflektiert, und Arbeitsansätze zu einer frauenspezifischen beruflichen Integrationsarbeit wurden formuliert (vgl. HORIZON-Arbeitsgruppe 1995).

Damit wird deutlich, dass auch Reformansätze - wie Normalisierungsprinzip und Supported Employment - häufig von männlichen Lebensstandards ausgehen. Sie entwickeln sich aber nur dann zu demokratischen Instrumentarien weiter, wenn sie die gesellschaftlichen Hierarchien zwischen den Geschlechtern bewusst reflektieren.

2.2.3 Zur Verbesserung der Lebensbedingungen von Frauen mit einer geistigen Behinderung - Forderungen der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik

In diesem Abschnitt beziehe ich mich exemplarisch auf die Arbeiten der Autorinnen Elke Schön und Andrea Friske. Beide sind darum bemüht, die objektiven Lebensbedingungen in Verbindung mit dem Selbstwertkonzept von Frauen mit einer geistigen Behinderung zu analysieren und zu verändern. Beide haben Frauen mit einer geistigen Behinderung selbst zu Worte kommen lassen (Interviews).

Elke Schön bezieht sich gezielt auf geschlechterspezifische Fragen der beruflichen Eingliederung geistig behinderter Menschen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Ihr oblag die wissenschaftliche Begleitforschung eines Teilprojektes zur geschlechterspezifischen des oben erwähnten Reutlinger Modellprojektes "Berufsbegleitender Dienst für Menschen mit (geistigen) Behinderungen" (vgl. Schön 1993). In folgenden zehn Punkten formuliert sie ihre Forderungen (vgl. Schön 1993a, S. 44 ff.):

1. Bereits in der Schule ist die besondere Diskriminierung und Funktionalisierung geistig behinderter Mädchen zu thematisieren. Weibliche Lebensentwürfe, frauentypische und -untypische Rollen und Berufsfelder sind den Schülerinnen nahezubringen.

2. Im Rahmen spezifischer Berufsfindungsmaßnahmen und Betriebspraktika sollen Mädchen und Frauen mit einer geistigen Behinderung frauenuntypische Arbeitsbereiche kennenlernen.
3. Einrichtungen der beruflichen Rehabilitation sollen ihren Anteil weiblicher Anleiterinnen erhöhen, die Lebensbedingungen ihrer Klientinnen angemessen berücksichtigen und die Ausbildungsprogramme auch an den Bedürfnissen von Mädchen und Frauen orientieren.
4. Ähnliches gilt für die Werkstätten für Behinderte, die nach Auffassung der Autorin Frauenförderprogramme entwickeln und befolgen sollen.
5. Beratungskonzepte zur Eingliederung von Mädchen und Frauen mit einer geistigen Behinderung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt sollen den Klientinnen ermöglichen, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und eine bewusste Arbeitsplatzwahl zu treffen.
6. Die Beschäftigungspolitik hat darauf hinzuwirken, dass die Benachteiligung von Frauen mit einer Behinderung abgebaut wird, z.B. durch eine Quotierung der an behinderte Personen zu vermittelnden Arbeitsplätze (in Deutschland 6 Prozent bei Firmen ab 16 Beschäftigten). Die Beschäftigung in frauenuntypischen Arbeitsfeldern ist anzustreben. Dagegen wird die Beschäftigung in frauentypischen, hausarbeitsnahen Arbeitsfeldern so lange für nicht zu verantworten gehalten, wie in diesen Bereichen eine adäquate Bezahlung ausbleibt.
7. Die Sozialpolitik hat darauf zu achten, dass geistig behinderte Mädchen in die kommunalen und regionalen Angebote der Jugendhilfe einbezogen werden.
8. Mädchen und Frauen mit einer geistigen Behinderung brauchen eine Lobby. Anzustreben ist die Vernetzung mit Gruppen nichtbehinderter Frauen, vor allem auf regionaler Ebene.
9. In allen Einrichtungen sollen die Frauenbeauftragten für die Belange der geistig behinderten Mädchen und Frauen aktiv werden.
10. Schließlich: "Projekte und Modelle sollen nur noch aus öffentlichen Mitteln bezuschusst werden, wenn sie gezielt und quotiert Frauen mit Behinderung fördern" (Schön 1993a, S. 46). Diese Forderung wurde auch bereits auf der Ebene des Europäischen Parlamentes formuliert (vgl. Schmidbauer 1989).

Die zweite Arbeit, die von Andrea Friske (1995), ist die erste deutsche Monographie zur Lebenssituation von Frauen mit einer geistigen Behinderung in einem umfassenden Sinne: Bearbeitet werden verschiedene zentrale Problemlagen wie Körperlichkeit und Sexualität, Sterilisation und sexuelle Gewalt, aber auch Arbeitserfahrungen in beiden für Frauen wesentlichen Arbeitsbereichen sowie individuelle Möglichkeiten der Lebensgestaltung. Diese Analyse mündet in ein "Frauenorientiertes Arbeiten in der Heilpädagogik", welches sich orientiert an den Vorstellungen der Frauenbewegung und der feministischen Bildungsarbeit mit Frauen und Mädchen (vgl. Friske 1995, S. 187 ff). Mit diesem Ansatz wird der von Elke Schön sinnvoll ergänzt und erweitert. Das Problem der Arbeit wird im Rahmen der feministischen Frauenforschung auf beiden für Frauen wesentlichen Ebenen - der Hausarbeit und der Erwerbsarbeit - gesehen und analysiert. Behindernde Lebensbedingungen und Faktoren - wie Gewalt und Isolation in-

nerhalb und außerhalb der Arbeitsbereiche - werden bewusst gemacht und mit den Frauen mit einer geistigen Behinderung bearbeitet.

Am Schluss dieser Reflexionen sei noch einmal deutlich gesagt, dass es sich bei den zwei genannten Analysen um erste umfassende Ansätze handelt, die besonders schwierige Situation der Frauen mit einer geistigen Behinderung zu analysieren (zu Nachfolgearbeiten vgl. Duschek 1997; Bundesvereinigung Lebenshilfe/Czarski u.a. 1999). Die Ergebnisse sind - in einem nächsten Schritt - in die bereits bestehende Frauenforschung und Frauenarbeit in der Behindertenpädagogik zu integrieren:

- Ein Vergleich mit den Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen mit körperlichen Einschränkungen steht noch aus;
- ebenso auch - und vor allem - eine direkte Verbindung zu der Untersuchung des Verhältnisses zwischen Normalität, (geistiger) Behinderung und Geschlecht; denn die Probleme der Arbeit von Frauen mit intellektuellen Einschränkungen sind nur aus diesem Verhältnis heraus zu verstehen.

2.3 Exemplarische Forschungsskizze: Sozialisation behinderter Mädchen

2.3.1 Sozialisationsinstanz Familie: Gesellschaftliche Ausgangspunkte familialer Sozialisation

"Kind nach Maß", so könnte die Ausgangsproblematik für die Untersuchung der Sozialisation behinderter Mädchen zusammengefaßt werden (vgl. Schildmann 1996a). Die Geburt eines behinderten Kindes stürze Mütter ebenso wie Väter in eine tiefe Krise, so die bisher unhinterfragte These. Ist Müttern (und Vätern) das Leben mit einem behinderten Kind zuzumuten oder vielleicht auch nicht? Hinter diesen Fragen stecken (ebenso unhinterfragt) die gesellschaftlichen Vorstellungen von Normalität, ausgedrückt vor allem in den Kategorien Gesundheit und Leistung, die in der modernen Industriegesellschaft als grundlegende Maßstäbe an die Sozialisation von Kindern gelten. Geraten diese ins Wanken, dann werden die je individuellen und familiären Perspektiven unklar und die allgemeinen Vorstellungen von Elternschaft und Erziehung als nicht oder nur eingeschränkt realisierbar wahrgenommen. Die Eltern geraten in eine Krise, bedingt durch die gesellschaftlichen Strukturen und Normen, die heute - wie das gesamte 20. Jahrhundert hindurch - eugenischen Charakter haben. Bestes Beispiel der letzten Jahrzehnte ist die verstärkte Beeinflussung der (potentiellen) Mütter und Väter durch die Erkenntnisse und Ideologie der humangenetischen Beratung und pränatalen Diagnostik. Schwangerschaft und Geburt werden heute mehr denn je von medizinischer Seite begleitet und kontrolliert. Die (potentiellen) Mütter nehmen die Angebote vermehrt an; denn ihre Angst vor einem (eigenen) behinderten Kind wird immer größer, und dies aus folgendem Grunde:

In einer Gesellschaft,
- die arbeitsteilig funktioniert und dabei Erwerbsarbeit hoch und Reproduktionsarbeit gering bewertet,
- die durch Einkind- oder maximal Zweikinderfamilien geprägt ist und im Rahmen von Familienplanung Zeitpunkte oder Zeiträume für die Geburt der Kinder festzulegen versucht,
- und die vorgibt, mit Hilfe von humangenetischer Beratung und pränataler Diagnostik behinderte Kinder verhindern zu können,

in solch einer Gesellschaft erhält das gesunde Wunschkind eine enorme Bedeutung. Alle Frauen werden von dieser gesellschaftlichen Sichtweise beeinflusst. Frauen, die ein behindertes Kind zur Welt bringen, stehen jedoch unter einem besonderen Legitimationsdruck (selbst dann, wenn die Schädigung ihres Kindes gar nicht hätte pränatal erkannt werden können).

Krisen und Krisenbearbeitung der Mütter und Väter verlaufen nach geschlechterspezifischen Mustern unterschiedlich, auf der Basis der gesellschaftlich vorgegebenen Arbeitsteilung und (geschlechterspezifischen) Normalitätsvorstellungen (vgl. Jonas 1988; Hinze 1991; Pieper 1993).
Dies sind die Ausgangspunkte für die familiale Sozialisation behinderter Kinder. Nicht der elterliche Wunsch, sondern die enttäuschte Erwartung steht also gegebenenfalls am Anfang von Sozialisation und Erziehung des Kindes. Die Beschäftigung der Mütter und Väter mit sich selbst, mit ihrer Krise, ihren Sorgen und ihrer Not, ist Ausgangspunkt der sogenannten Erziehung ohne Vorbild, der Erziehung des außergewöhnlichen Kindes. Anzunehmen ist allerdings, dass es unter den Eltern auch Ausnahmen gibt, die aufgrund bestimmter Voraussetzungen ein Kind mit Beeinträchtigungen ohne größere Krisen annehmen können, die dem eugenischen Gedankengut bewusst kritisch gegenüberstehen oder sich aufgrund eigener Erfahrungen nicht aus der Bahn werfen lassen. Die Mehrzahl der Mütter und Väter aber - davon ist auszugehen - bestätigt die These von der anfänglichen Krise, denn sie ist an der Produktion und Reproduktion der gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen von Gesundheit und Leistung als Teil der Durchschnittsbevölkerung selbst beteiligt.

2.3.2 Einflussfaktoren der familialen Sozialisation behinderter Mädchen

Schädigungsspezifik:
Ausgehend von der oben genannten These, dass die durchschnittliche Mutter und der durchschnittliche Vater Angst davor haben, mit einem behinderten Kind leben zu müssen und sich - in ihrer Vorstellung - die Erziehung und Versorgung dieses Kindes möglicherweise nicht zutrauen, werden hier an oberster Stelle schädigungs- und beeinträchtigungsspezifische Faktoren zur Diskussion gestellt. Die These lautet: Am meisten Probleme macht Müttern und Vätern die Erziehung und Versorgung mehrfach geschädigter und intellektuell beeinträchtigter Kinder. Beide Gruppen von Kindern fordern die ganze reproduktionsbezogene Arbeitskraft (im allgemeinen) der Mutter und geben trotzdem nicht die Gewähr,

- mit ihnen "normal" kommunizieren zu können und
- ein Sozialisationsziel zu erreichen, welches im allgemeinen in dem Begriff der Unabhängigkeit von den Eltern zusammengefasst wird.

Hier liegt eine wesentliche Verunsicherung der Mütter (und Väter) begründet. Die Identifikation mit diesem Kind, dem eigenen "Produkt", erscheint schwierig oder gar unmöglich wegen der Schwere der Schädigung und Beeinträchtigung des Kindes. Außerdem befällt - vor dem Hintergrund der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung - insbesondere die Mutter die Angst, ihr eigenständiges Leben, vor allem die Berufstätigkeit, für das Kind aufgeben zu müssen und sich selbst sozial zu isolieren. Bei der Erziehung körperlich geschädigter Kinder, insbesondere Mädchen, spielt die äußere Erscheinungsform aufgrund geschlechterspezifischer (waren-)ästhetischer Maßstäbe eine zentrale Rolle der Verunsicherung. Hier wird von vielen Eltern versucht, das körperlich unvollkommene Erscheinungsbild des Kindes mit unterschiedlichsten Mitteln und Methoden zu kaschieren. Für die Kinder, insbesondere Mädchen, bedeutet diese Sozialisationserfahrung häufig ein gestörtes Körperbild und Selbstbild und eine Überbewertung der äußeren Körperlichkeit im Rahmen der Identitätsbildung. Vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Einstellungen und Vorurteile erscheint es am wenigsten schwerwiegend für Mütter und Väter behinderter Kinder, eine Tochter oder einen Sohn mit (ausschließlich) Sinnesschädigungen zu erziehen; denn alle angesprochenen Fragen - die der Versorgungsarbeit einschließlich Zukunftsperspektive, der Kommunikation und der Ästhetik - scheinen am ehesten vorstellbar zu sein. Ob diese Vorstellung nicht mehr den gesellschaftlichen Einstellungen geschuldet ist als der Realität (ein blindes oder gehörloses Kind zu erziehen könnte auch schwieriger sein als zum Beispiel ein Kind mit Down-Syndrom), stellt sich im Laufe der Erziehung und Sozialisation des Kindes heraus. Das Forschungsfeld Sozialisation sollte für die notwendigen Differenzierungen offen sein.

Zeitpunkt der Schädigung im Rahmen der Biographie des Kindes:
In vielen Diskussionen, insbesondere im Zusammenhang mit humangenetischer Beratung und pränataler Diagnostik, wird das Augenmerk auf die Frage der Elternschaft bei von Geburt an behinderten Kindern gelenkt. So entsteht die (traditionelle) Vorstellung, plötzlich (nämlich bei der Geburt) mit dem Problem Behinderung konfrontiert zu werden oder die (modernere) Vorstellung, behinderte Kinder auf dem Wege der Pränataldiagnostik verhindern zu können. Diese Vorstellung ist sehr einseitig; viele Schädigungen entstehen erst nach der Geburt oder im späteren Leben. Für die Sozialisation behinderter Kinder bedeutet dies etwas ganz Entscheidendes: Sie werden nicht, wie oben angeklungen, mit einem Schock der Mutter und des Vaters in der Welt empfangen, sondern als Kinder ohne besondere Auffälligkeiten oder als Kinder mit bestimmten Risiken, die zwar Sorgen bereiten, aber gewöhnlich nicht zu elterlicher Ablehnung, sondern eher zu besonderer Vorsicht und Aufmerksamkeit veranlassen. Das heißt, die meisten behinderten Kinder erfahren in ihrer Sozialisation eine Zeit des Unauffälligseins, bevor - plötzlich oder langsam - ein Prozess der besonderen Auf-

merksamkeit, Kontrolle und Besonderung einsetzt. Die Konzentration der Fachliteratur auf Mütter und Väter von frühester Kindheit an geschädigter Kinder bildet also nicht unbedingt die gesellschaftliche Realität ab, sondern wird hervorgerufen durch das wissenschaftliche Interesse am Besonderen und Schwerwiegenden.

Entwicklung von Schädigung, Beeinträchtigung, Behinderung:
Schädigung im medizinisch-diagnostischen Sinne, Beeinträchtigung im Sinne individueller Leistungsbeschränkung und Behinderung im sozialen Sinne gesellschaftlicher Kontrolle, Sanktionierung und Besonderung (vgl. WHO 1980) stellen im allgemeinen keine gleichartig und gleichzeitig verlaufenden Prozesse dar, so lautet meine nächste These, die für die Sozialisation behinderter Mädchen (und Jungen) wichtig ist. Die Differenzierung zwischen Schädigung, individueller Beeinträchtigung und Behinderung ermöglicht unterschiedliche Einsichten. Zwar wird im allgemeinen angenommen, dass eine Schädigung vorausgeht, wenn ein Kind als behindert klassifiziert wird. Vorstellbar ist aber auch, dass sich eine solche nicht ermitteln lässt, sondern - wie vor allem bei verhaltensauffälligen und lernbehinderten Kindern - individuelle Beeinträchtigungen, ggf. gepaart mit sozialen Auffälligkeiten, zu einer besonderen gesellschaftlichen Aufmerksamkeit und Kontrolle führen. Die einzelnen Gruppen behinderter Kinder weisen unterschiedliche Zusammenhänge von Schädigung, individueller Beeinträchtigung und Behinderung im sozialen Sinne auf. Diese werden zwar besonders in der zweiten Sozialisationsinstanz, der Schule, relevant, können aber auch für die familiale Sozialisation brisant sein. So legen viele Mütter und Väter hohen Wert auf eine klare medizinische Diagnose der kindlichen Probleme, die nicht zuletzt die eigene, elterliche Krisenverarbeitung beeinflusst. Liegt dagegen keine medizinische Diagnose vor, dann fehlt die greifbare Grundlage für die Krisenverarbeitung. Liegt nach Ansicht der Eltern darüber hinaus nicht einmal eine klare individuelle Beeinträchtigung ihres Kindes vor, wie dies in Familien mit lernbehinderten Kindern der Fall sein kann, dann ist die früher oder später einsetzende öffentliche Besonderung des Kindes, vor allem durch die Schule, für die Familie kaum nachvollziehbar.

Medizinisch-therapeutische Institutionen als Sozialisationsinstanzen:
Der Komplex Schädigung/Beeinträchtigung/Behinderung wurde an den Anfang der zentralen Einflussfaktoren der Sozialisation behinderter Mädchen gesetzt, weil die Behinderung (im umfassenden Sinne) aufgrund gesellschaftlicher Normalitäts-, Gesundheits- und Leistungsvorstellungen so stark in den Vordergrund der Ängste und der Bemühungen um Abhilfe tritt, dass alle anderen Faktoren zunächst dahinter zu verschwinden scheinen. In diesem Rahmen gewinnen medizinische und therapeutische Institutionen eine Bedeutung für die Sozialisation behinderter Kinder, wie dies bei den nichtbehinderten Vergleichsgruppen nicht vorstellbar wäre: Teilnahme an umfangreichen diagnostischen Verfahren, Krankenhausaufenthalte mit körperlichen Eingriffen, schmerzhafte Therapien im Rahmen der Krankengymnastik u.ä., Experimente und schließlich Gewalt ve

schiedenster körperbezogener Art, dies sind Erfahrungen, von denen vor allem behinderte Frauen im Rückblick auf ihre Sozialisation berichten (vgl. exemplarisch Ewinkel u.a. 1985; Gottschalk 1999). Die Sozialisationsinstanz Medizin geht häufig Hand in Hand mit der familialen Sozialisation, die eine ist ohne die andere nicht vorstellbar.

Behinderung und Geschlecht:
Die Konzentration auf den Komplex Schädigung/Beeinträchtigung/Behinderung lässt die Verbindung zwischen der Behinderung und dem Geschlecht des Kindes in den Hintergrund treten (zur Strukturkategorie Geschlecht vgl. Teil II dieses Buches.): "Ob nun ein Mädchen oder ein Junge behindert ist, das ist doch egal"; entscheidend und dramatisch sei die gesundheitliche Abweichung, die es zu beheben, zu lindern oder zu kompensieren gelte, so eine gängige Alltagsmeinung. Vor diesem Hintergrund spricht Monika Jonas von einem Verlust der Geschlechtsspezifik, der psychoanalytisch gesehen weitgehende Folgen für die geschlechterspezifische Sozialisation habe: "Der Verlust der Geschlechtsspezifik bedeutet für die Mütter, dass sie mit ihren Söhnen nicht das bisexuelle Ganzheitsphantasma leben können, dass ihr Sohn nicht Objekt des Begehrens wird, nicht der 'Held'. Durch die behinderte Tochter kann die Mutter nicht mit den erhofften idealen sozialen Qualitäten in der Zukunft weiterleben. Die Identifikation der Mutter auf der geschlechtsspezifischen Ebene ist deutlich gestört. Die Behinderung der Tochter/des Sohnes lässt diese zum 'ewigen Kind' werden, zum sexuellen Neutrum, ohne Zukunft als Mann oder Frau." (Jonas 1990, S. 70) Die Erziehung zum 'sexuellen Neutrum' mag meines Erachtens eine vor allem frühkindliche Sozialisationsstruktur - vor allem bei geistig und körperlich behinderten Kindern - abgeben. Wie unter Punkt 2.2 diskutiert, verkehrt sie sich jedoch spätestens ab der Pubertät - und nun vor allem für Mädchen - ins Gegenteil; die gesellschaftliche Praxis, an behinderten Mädchen ab dem frühen Jugendalter Sterilisationen vorzunehmen (heute unter 18 Jahren absolut verboten; vgl. Betreuungsgesetz § 1905), um Schwangerschaften nach sexuellem Missbrauch oder Vergewaltigung vorzubeugen, bringt die Doppelbödigkeit der Erziehung zum 'sexuellen Neutrum' zum Vorschein. Das gängige Muster der Sexualerziehung dieser Mädchen scheint so auszusehen: Im frühkindlichen Alter liegt die Aufmerksamkeit der familialen Sozialisation auf der Beseitigung, Linderung, Kompensation von Schädigungen und Beeinträchtigungen des Kindes; dadurch treten Geschlechterspezifik, Sexualität u.ä. in den Hintergrund. In späteren Jahren, etwa ab der Pubertät (deren Eintreffen nicht wenige Mütter und Väter überrascht), erhält gerade die Geschlechtlichkeit bei Töchtern eine hohe Bedeutung. Der ersten Form von sexueller Neutralisierung folgt nun eine zweite: mit Hilfe eines körperlichen Eingriffs, der Sterilisation (mit oder ohne Wissen der Tochter) soll nun wenigstens die Möglichkeit einer - gewollten oder nach Vergewaltigung oder sexuellem Missbrauch ungewollten - Schwangerschaft grundsätzlich ausgeschlossen werden. Die beiden Ebenen der 'sexuellen Neutralisierung' hängen eng miteinander zusammen. Für Mädchen mit intellektuellen und/oder körperlichen Beeinträchtigungen ist dieses Sozialisationskonstrukt von zentraler

Bedeutung, und wenn nicht von allen Müttern und Vätern praktiziert, so doch - im eugenischen Sinne - von der modernen Gesellschaft gewollt. Hier unterscheidet sich die Struktur der Sozialisation behinderter Mädchen entscheidend von der nichtbehinderter Mädchen. Gegenüber behinderten Jungen unterscheidet sie sich ebenfalls, da ins Zentrum des Anliegens die Probleme der (ungewollten) Schwangerschaft rücken. Der Zusammenhang von Behinderung und Geschlecht ist, wie hier angedeutet, immer in den Zusammenhang der Schädigungs- und Beeinträchtigungsspezifik zu stellen, daneben aber auch in den Zusammenhang der

- Altersspezifik der Mädchen sowie der
- Vergleichsgruppenspezifik (behinderte und nichtbehinderte Mädchen; behinderte Mädchen und behinderte Jungen).

Die geschlechterspezifische Sozialisation in der Familie - wie auch später in den öffentlichen Institutionen - wird schließlich maßgeblich dadurch strukturiert und ausgeformt, dass Mütter und Väter komplett unterschiedliche Sozialisationsfunktionen übernehmen. Dieser Aspekt spielt in der Sozialisation aller Kinder eine zentrale Rolle, er verschärft sich jedoch häufig in Familien mit behinderten Kindern, da die Mütter verstärkt für die Pflege- und Versorgungsarbeit verantwortlich gemacht werden. Die nicht anwesenden Väter, d.h. die fehlenden männlichen Identifikationsfiguren machen sich vor allem als Mangelinstanz für Jungen bemerkbar - in der Schule (s.u.) werden vor allem Jungen leistungs- und verhaltensauffällig, was nicht zuletzt mit ihrer schwierigen Identifikationsarbeit in Familie und Schule zusammenhängt.

Klassen-/Schichtspezifik und Behinderung:
Der Zusammenhang von Behinderung und Klasse/Schicht (zur Strukturkategorie Klasse vgl. Kap. II dieses Buches) wird auf unterschiedlichen - miteinander verbundenen - Ebenen sichtbar. Eine zentrale Verbindung zwischen Behinderung und Klasse/Schicht besteht in den verfügbaren materiellen Mitteln, mit denen Schädigungen und Beeinträchtigungen des Kindes begegnet werden kann. Je größer die materielle (vor allem finanzielle) Flexibilität, um so vielfältiger sind die Möglichkeiten der Eltern, schädigungs- und beeinträchtigungsspezifische Hilfen in Anspruch zu nehmen und zu erproben. Die Inanspruchnahme von Diagnoseeinrichtungen an entfernteren Orten oder von medizinischen und therapeutischen Maßnahmen jenseits des (Kranken-)Versicherungsschutzes, teure Medikamente oder Diäten und vieles andere setzen an oberster Stelle voraus, sich all dies "leisten" zu können. Die materielle Ausstattung einer Familie ist im allgemeinen eng verbunden mit der Positionierung des Vaters und der Mutter im gesellschaftlichen Arbeitsprozess. Soweit dabei an die Stellung auf dem Erwerbsarbeitsmarkt gedacht wird, setzt diese - wiederum im allgemeinen - eine bestimmte Bildung mit entsprechenden Abschlüssen voraus. Diese, ebenso wie institutionell akzeptierte Gesellschaftsformen, sind Grundlagen für den Zugang zu Informationen und Institutionen. Ein praktisches Beispiel dafür findet sich in der Integrationspädagogik. Die Elternbewegung, die die gemeinsame Erziehung

behinderter und nichtbehinderter Kinder in Kindergarten und Schule initiiert und erstritten hat, bestand/besteht zum großen Teil aus Akademikerpaaren mit behinderten Kindern, die über Dürchsetzungsvermögen qua Argumentationswissen, Zugang zur Öffentlichkeit, Beziehungen, Zeit und Geld verfüg(t)en (vgl. Höhn 1990, S. 132). Dagegen wird die Sozialisation von Kindern mit besonderem Unterstützungsbedarf durch geringe Bildung und (relative) Armut der Eltern erschwert. Familien, die sich in wirtschaftlichen Randpositionen befinden, wenig Flexibilität in ihren Kommunikationsstrukturen zeigen und dabei insbesondere die (mittelschichtorientierten) Umgangsformen der Schule nicht teilen, stehen in der Gefahr, dass ihre Kinder aus dem mainstream der allgemeinen Schule gedrängt werden und in Sonderschulen (vor allem für Lernbehinderte) zusammengefasst werden. Die Besonderung der Kinder durch die Sonderschule hängt also mit den Differenzen zwischen Familie und Schule als zwei unterschiedlichen gesellschaftlichen Sozialisationsinstanzen zusammen.

2.3.3 Sozialisationsinstanz Schule: Mädchen und Jungen zwischen Integration und Separation

Die Sozialisationsinstanz Schule geht auf alle oben genannten Sozialisationsfaktoren strukturiert und gezielt ein, sie reproduziert und stabilisiert diese, auch wenn sie die dadurch entstehenden Verhältnisse nur zum Teil bewusst reflektiert. Für behinderte Kinder hält das Schulsystem traditionell ein Sonderschulwesen bereit, das in sich untergliedert ist in ca. zehn Subsysteme. Für die geschlechterspezifische Sozialisation zentral ist die Tatsache, dass - anders als in der Regelschule - das quantitative Verhältnis zwischen Jungen und Mädchen sehr unausgewogen ist.

Quantitative Verhältnisse zwischen Jungen und Mädchen an Sonderschulen:
Im Durchschnitt aller Sonderschulen stellen Jungen etwa zwei Drittel der Schülerschaft dar, Mädchen entsprechend etwa ein Drittel. Nach Sonderschularten differenziert ergibt sich ein interessanter Einblick in die Bedingungen der Geschlechtersozialisation von Schule bzw. Sonderschule (vgl. Deutscher Bundestag 1997, S. 5): Während sich in den Schulen für geistig Behinderte, Körperbehinderte und Sinnesgeschädigte der Jungenanteil zwischen 55 und 60 Prozent bewegt, liegt er an Schulen für Erziehungshilfe (Verhaltensauffällige) mit 85 Prozent am höchsten, gefolgt von den Schulen für Sprachbehinderte (72 Prozent) und für Lernbehinderte (62 Prozent). Diese letztgenannten Jungen sind die typischen Schulversager: Auch wenn gerade bei ihnen häufig keine körperlichen Schädigungen diagnostiziert werden, reichen bereits ihre psychosozial bedingten Verhaltensweisen und Leistungseinschränkungen aus, um sie institutionell zu besondern. Verhaltensauffällige und lernbehinderte Jungen stören vor allem den regulären Unterrichtsablauf durch nach außen gerichtete Verhaltensweisen (Aggressionen u.ä.), durch die sie die Aufmerksamkeit der Lehrerin an sich binden und anderen Kindern entziehen. Mädchen sind oftmals nicht weniger problembeladen als Jungen, aber wenn sie nicht äußerlich auffällig werden, wird ihre

Anwesenheit in der Regelschule im allgemeinen eher toleriert; denn der institutionelle Ablauf wird durch nach innen gerichtete Störungen nicht maßgeblich gestört. Dennoch darf nicht übersehen werden, dass die aufnehmenden Sonderschulen es mit einem spannungsvollen Geschlechterverhältnis unter den Kindern und Jugendlichen zu tun haben, auch oder gerade weil dieses unausgewogen ist. Annedore Prengel und Birgit Warzecha haben die Geschlechterspezifik in die Fachdiskussion eingebracht (s.o.; für die Sonderschulen für Lernbehinderte vgl. Prengel 1984, für die Schulen für Verhaltensauffällige/Erziehungsschwierige vgl. Warzecha 1995 und 1997). Sie konstatieren, dass bei beiden Gruppen von Schülerinnen und Schülern stereotype traditionelle Geschlechterrollen anzutreffen sind. Von der Sonderpädagogik werden die Rollenbilder und -strukturen eher reproduziert als abgebaut; dies aus folgenden Gründen: Konzentriert auf Schädigungen und individuellen Beeinträchtigungen ihrer Klientel, ist sie überwiegend damit beschäftigt zu therapieren und zu rehabilitieren: Beide, Therapie und Rehabilitation, haben aber den Charakter von Wiederherstellung und Anpassung. Disziplinierung in besonderen Institutionen führt zu höchst möglicher Unauffälligkeit und gesellschaftlicher Eingliederung, dies auch bezogen auf geschlechterspezifische Bilder und Normalitätsvorstellungen.

Qualitative Verhältnisse - Zur Geschlechterspezifik der Identifikationsfiguren:
In Verknüpfung mit der familialen Sozialisation ist eine weitere Strukturkomponente zu erörtern, die die geschlechterspezifische Sozialisation stärkt: Der Blick ist auf die Bezugspersonen und Identifikationsfiguren der Kinder zu lenken. Von früh an werden Mädchen und Jungen von Frauen erzogen, zuerst von ihren Müttern, dann von Erzieherinnen im Kindergarten, danach von Grundschul- oder Sonderschullehrerinnen, die beide ca. zwei Drittel ihrer Berufsgruppen stellen. So sind Jungen - nicht nur in der Familie, sondern auch in der Schule - vor andere Probleme der geschlechterspezifischen Orientierung und Identifikation gestellt als Mädchen: Während sich Mädchen mit dem Problem der Benachteiligung von Frauen auf der Basis der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung und mit der - zwischen Macht und Ohnmacht schwankenden - ambivalenten Position ihrer Mütter und Lehrerinnen in der Erziehung auseinandersetzen müssen, um zu einer eigenen Identität zu finden, stehen Jungen einer für die Erziehung besonderen Problematik gegenüber: Ihre geschlechterspezifischen Identifikationsfiguren, die Väter, sind über weite Strecken abwesend und für die Söhne nicht greifbar und stehen so als reale und realistische Vorbilder nur bedingt zur Verfügung. Ähnlich andere Männer in den direkten Sozialisationsbezügen der Jungen: kaum männliche Erzieher in den Kindergärten und wenig greifbare Lehrer in den ersten Schuljahren. Männer werden erst in der Sekundarstufe des Bildungswesens greifbar, vor allem im Fachunterricht, also wenn die ersten zehn Jahre der Sozialisation schon gelaufen sind. Die Abwesenheit der Männer ist für Lern- und Verhaltensprobleme von Kindern gravierend, und es ist kaum nachzuvollziehen, dass darüber weder in der öffentlichen noch in der fachlichen Diskussion in entsprechendem Umfang diskutiert wird.

Die Integrationspädagogik, also die gemeinsame Erziehung und Förderung behinderter Kinder und Jugendlicher, in deren Rahmen heute ca. zehn Prozent der behinderten Kinder schulisch gefördert werden, löst die genannte Problematik nur bedingt auf. Seit 25 Jahren in der praktischen Erprobung, trägt sie zwar positiv dazu bei, Hierarchien bewusst zu machen und zu ihrer Überwindung beizutragen; allerdings konzentriert sie sich dabei auf die Verhältnisse zwischen Normalität und Behinderung und zwischen nichtbehinderten und behinderten Menschen. Ein kritisches Bewusstsein für hierarchische Verhältnisse zwischen den Geschlechtern ist aber im Entstehen (vgl. v.a. Prengel 1993, Schildmann 1996), und die Integrationspädagogik zeigt sich prinzipiell offen für eine geschlechterbewusste Erziehung.

Qualitative Verhältnisse - Fragen der Koedukation:
Damit steht die qualitative Ebene der Koedukation zur Debatte; denn in ihrem Rahmen wird die geschlechterspezifische Sozialisation institutionell praktiziert. Ingeborg Hack-Zürn (1998, S. 156 ff) vergleicht als erste Autorin die Problematik der Koedukation in der Sonderschule mit der in der Regelschule und arbeitet die zugespitzte Problemlage an den Sonderschulen heraus:

- überzeichnete Rollenstereotype bei Jungen und Mädchen im Zusammenhang mit wenig ausgeprägten Interaktions- und Kommunikationsrepertoires;
- gestörtes Lern- und Leistungsverhalten vor allem bei Jungen, welches die Lernleistungen der Mädchen negativ beeinflusst;
- Gewalt und Sexismus, ohne entsprechende schulinterne und schulexterne Debatte;
- Orientierung des Unterrichts an klassischen Rollenbildern, auf der Basis veralteter Lehrbücher.

Eine umfassende Bearbeitung des Themas "Koedukation in der Sonderpädagogik" steht noch aus. Auch in der Integrationspädagogik, der gemeinsamen Erziehung behinderter und nichtbehinderter Kinder und Jugendlicher in Kindergarten und Schule, ist das Thema Koedukation noch Neuland. Anders allerdings als auf dem Gebiet der traditionellen Heil- und Sonderpädagogik wurde hier bereits grundlegende Vorarbeit betrieben, und eine theoretisch fundierte Auseinandersetzung findet statt: Kontrahenten sind Annedore Prengel (1993a), die die These von den (nichtbehinderten) "Mädchen als Integrationshelferinnen par excellence" aufstellte, und Ulf Preuss-Lausitz (1998), der der von Prengel formulierten feministischen Position entgegentritt mit der These, moderne Mädchen und Jungen (der 90er Jahre) glichen sich einander an; beide Gruppen ständen behinderten Kindern (MitschülerInnen) gleichermaßen positiv gegenüber, und die Sozialisationsunterschiede innerhalb der Geschlechter würden im Laufe der Zeit größer als die zwischen den Geschlechtern (vgl. zu dieser Debatte Schildmann 2000b/im Druck).

In der Koedukationsdebatte ist nach meiner Auffassung zum einen das quantitative Ungleichgewicht zwischen behinderten Jungen und Mädchen in den Sonderschulen bzw. den Integrationsklassen genauer zu untersuchen; zum anderen

steht ein Fragenkomplex zur Bearbeitung an, der sich mit den Leitbildern und Lebensentwürfen der betreffenden Mädchen und Jungen beschäftigt und in diesem Zusammenhang auch eine Vorstellung darüber entwickelt, wie eine geschlechterbewusste - und damit hierarchiereduzierende - allgemeine integrative (nicht besondernde) Pädagogik zu gestalten wäre (vgl. Schildmann 1996, S. 77 ff.). Diese letztgenannte Ebene beträfe die Curriculum- und Lehrplanforschung ebenso wie den geschlechterreflektierenden Umgang mit Normalität und Behinderung, konzentriert auf die Lebens- und Entwicklungsentwürfe der von Behinderung betroffenen Mädchen und Jungen im Vergleich zu ihren nichtbehinderten peers.

Zusammenfassend soll betont werden, dass alle aufgeführten Faktoren der Sozialisation behinderter Mädchen einzeln und miteinander zur Wirkung kommen. In der pädagogischen Praxis und im empirischen Forschungsprozess werden unterschiedliche Schwergewichte sichtbar, die aus den verschiedensten Kombinationen von Schädigung/Beeinträchtigung/Behinderung, Geschlecht, Klasse/Schicht, Alter und privaten/öffentlichen Sozialisationshandlungen im alltäglichen Leben hervorgehen. Sie müssen differenziert und problemadäquat in die Theoriebildung eingehen.

Literatur:

Adelfinger, Theresia: Identitätsfindung von körperbehinderten Mädchen und Frauen, in: Anita Heiliger und Tina Kuhne (Hg.): Feministische Mädchenpolitik, München 1993, S. 92-101.

Bach, Heinz: Sexualpädagogik im Dienste der Eugenik, in: Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte (Hg.): Der behinderte Mensch und die Eugenik, Neuburgweier/Karlsruhe 1969, S. 66-78.

Barwig, Gerlinde und Christiane Busch (Hg.): Unbeschreiblich weiblich!? Frauen unterwegs zu einem selbstbestimmten Leben mit Behinderung, München 1993.

Barzen, Karin u.a.: Behinderte Frauen in unserer Gesellschaft. Lebensbedingungen und Probleme einer wenig beachteten Minderheit, Bonn 1988.

Betreuungsgesetz (BtG) vom 25.04.1990 (seit 01.01.1992 in Kraft).

Biermann, Eva-Maria, Helga Spangenberg, Ulrike Schildmann: Arbeit mit Behinderten: ein biederer Alltag - gibt es auch radikale Träume?, in: 5. Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1980: Biederer Alltag - Radikale Träume, Programmheft, S. 48.

Braun, Hans und Mathilde Niehaus: Die soziale Situation schwerbehinderter Erwerbspersonen. Eine explorative Studie in Rheinland-Pfalz, Mainz 1988.

Brown, Hillary and Helen Smith: Assertion, not Assimilation: A Feminist Perspective o the Normalisation Principle. In: Brown, H. and H. Smith (Ed.): Normalisation. A Reader fo the Nineties, London/New York 1992, p. 149-171.

Bundesministerium der Justiz: Bekanntmachung des Operationellen Programms der Bur desrepublik Deutschland für die Gemeinschaftsinitiative Beschäftigung und Entwicklung vc Humanressourcen. NOW. HORIZON. YOUTHSTART. 1994-1999. Vom 1. Februar 199 Bundesanzeiger, 3. März 1995.

Bundesvereinigung Lebenshilfe, Rosemarie Czarski u.a.: So seh' ich meine Welt. Frauen mit geistiger Behinderung tauschen sich aus, Marburg 1999.
COURAGE. Schwerpunktheft Behinderte Frauen, Berlin, Heft 1/1980.
Daniels, Susanne von u.a. (Hg.): Krüppeltribunal - Menschenrechtsverletzungen im Sozialstaat, München 1987.
Degener, Theresia: Behinderte Frauen im Recht der beruflichen Rehabilitation. Rechtsgutachten zur Frage der Diskriminierung behinderter Frauen im beruflichen Rehabilitationsverhältnis. Analyse und Reformdiskussion, Kassel 1994.
Deegan, Mary Jo and Nancy A. Brooks: Women und disability. The double handicap, New Brunswick/Oxford (USA) 1985.
Deutscher Bundestag - 13. Wahlperiode. Bundestagsdrucksache 13/9508: Lebenssituation behinderter Mädchen und Frauen, vom 18.12.1997.
Duschek, Inge: Behinderte Lebensbewältigung. Berufsbildung und Erwerbstätigkeit behinderter - insbesondere geistig behinderter - Mädchen und Frauen, Aachen 1997.
Ehrig, Heike: "Verminderte Heiratschancen" oder Perspektivengewinn? Lebensentwürfe und Lebenswirklichkeit körperbehinderter Frauen, Bielefeld 1996.
Eiermann, Nicole u.a.: Live. Leben und Interessen vertreten - Frauen mit Behinderung, Stuttgart 2000.
Ewinkel, Carola u.a.: Geschlecht: behindert - besonderes Merkmal: Frau, München 1985.
Feuser, Georg: Allgemeine integrative Pädagogik und entwicklungslogische Didaktik, in: Behindertenpädagogik 28, Heft 1/1989, S. 4-48.
Foucault, Michel: Mikrophysik der Macht, Berlin 1976.
Friske, Andrea: Als Frau geistig behindert sein. Erfahrungen von Frauen mit geistiger Behinderung. Ansätze zu frauenorientiertem heilpädagogischem Handeln, München 1995.
Fröhlich, Andreas: Die Mütter schwerstbehinderter Kinder, Heidelberg 1986.
Gottschalk, Ulrike: "Sie haben Probleme mit Macht" - Therapieerfahrungen aus 40 Jahren, in: Birgit Rommelspacher (Hg.): Behindertenfeindlichkeit. Ausgrenzungen und Vereinnahmungen, Göttingen 1999.
Hack-Zürn, Ingeborg: Sonderschullehrerinnen als professionelle Mütter? Die Sonderschule als Bildungsinstitution mit Familiencharakter, Bielefeld 1994.
Dies.: Probleme der Koedukation in der Sonderpädagogik, in: Mechthild v. Lutzau (Hg.): Frauenkreativität Macht Schule, Weinheim 1998.
Henschel, Angelika (Hg.): Weiblich - /un/beschreiblich. Zur Lebenssituation von Frauen mit Behinderung, Bad Segeberg 1997.
Hinze, Dieter: Väter und Mütter behinderter Kinder. Der Prozeß der Auseinandersetzung im Vergleich, Heidelberg 1991.
Höhn, Karl: Integration in den Bundesländern, in: Helga Deppe-Wolfinger u.a. (Hg.): Integrative Pädagogik in der Grundschule. Bilanz und Perspektiven der Integration behinderter Kinder in der Bundesrepublik Deutschland 1976-1988, München 1990; S. 47-146.
HORIZON-Arbeitsgruppe: Unterstützte Beschäftigung: Handbuch zur Arbeitsweise von Integrationsfachdiensten für Menschen mit geistiger Behinderung, Hamburg 1995.
IMMA (Initiative Münchner Mädchenarbeit): Arbeit mit behinderten Mädchen und jungen Frauen. Ergebnisse einer Fachtagung, München 1992.
Institut Frau und Gesellschaft: Frauen in der beruflichen Rehabilitation. Eine empirische Untersuchung zur Partizipation von Frauen an beruflichen Rehabilitationsmaßnahmen, Bonn (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung) 1988.
Jantzen, Wolfgang: Allgemeine Behindertenpädagogik. Band 1: Sozialwissenschaftliche und psychologische Grundlagen, Weinheim und Basel 1987.
Ders. (Hg.): Geschlechterverhältnisse in der Behindertenpädagogik. Subjekt/Objekt-Verhältnisse in Wissenschaft und Praxis, Luzern 1997.
Jonas, Monika: Trauer und Autonomie bei Müttern schwerstbehinderter Kinder. Ein feministischer Beitrag, Mainz 1988.

Dies.: Behinderte Kinder - behinderte Mütter? Die Unzumutbarkeit einer sozial arrangierten Abhängigkeit, Frankfurt a.M. 1990.
Kallenbach, Kurt: Zur psychosozialen Situation von Vätern körperlich und geistig behinderter Kinder - eine kritische Analyse des Forschungsstandes, in: Behindertenpädagogik 31, Heft 3/1992, S. 264-277.
Ders.: Väter schwerstbehinderter Kinder. Projektbericht aus der Forschungsgemeinschaft "Das körperbehinderte Kind", Münster 1997.
Kluge, Karl-Josef und Leo Sparty (Bundesarbeitsgemeinschaft Hilfe für Behinderte, Hg.): "Sollen, können, dürfen Behinderte heiraten?", Bonn-Bad Godesberg 1977.
Kniel, Adrian: Bedingungsfaktoren emotionaler Belastungen von Müttern behinderter Kinder im Vorschulalter: Eine empirische Untersuchung, in: Behindertenpädagogik 27, Heft 1/1988, S. 28-39.
Köbsell, Swantje und Anne Waldschmidt: Kinder oder keine - wer entscheidet? (Behinderte) Frauen und humangenetische Beratung, in: Gerlinde Barwig und Christiane Busch (Hg.), a.a.O., 1993, S. 65-71.
Krüger, Angelika und Ulrike Schildmann: Lebens- und Arbeitsbedingungen behinderter Frauen, in: Dokumentationsgruppe des 1. Frauenforums im Revier (Hg.): Frauen begreifen ihren Alltag, Essen 1982, S. 280-286.
Kuhne, Tina und Anneliese Mayer (Hg.): Kissenschlacht und Minigolf. Zur Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen und Fähigkeiten, Kassel 1998.
Kulmer, Ursula: Erfolgskonstruktionen - Strategie-Interviews mit körperbehinderten Frauen, Münster 2000.
Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen 1997.
Meier Rey, Christine: Identität - Frau - Behinderung. Identitätsbildung und Identitätsentwicklung von Frauen mit Behinderungen, Zürich 1994.
Moser, Vera: Geschlecht: behindert? Geschlechterdifferenz aus sonderpädagogischer Perspektive, in: Behindertenpädagogik 36, Heft 2/1997, S. 138-149.
Niehaus, Mathilde: Behinderung und sozialer Rückhalt - Zur sozialen Unterstützung behinderter Frauen, Frankf./New York 1993.
Nirje, Bengt: The Normalization Principle Papers, Uppsala (Centre for Handicap Research, Uppsala University) 1992.
Ortmann, Monika: Integration und Qualifikation. Eine Untersuchung zu einer zweckdienlichen integrationspädagogischen Qualifikation von Erzieherinnen im Elementarbereich, Frankfurt a.M. 1992.
Ostner, Ilona: Frauen, in: Bernhard Schäfers und Wolfgang Zapf (Hg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands, Opladen 1998, S. 216-220.
Pieper, Marianne: "Seit Geburt körperbehindert...". Behinderung als kontinuierliche lebensgeschichtliche Erfahrung aus der Sicht der Betroffenen und deren Familien, Weinheim 1993.
Pixa-Kettner, Ursula u.a.: "Dann waren sie sauer auf mich, daß ich das Kind haben wollte..." Eine Untersuchung zur Lebenssituation geistigbehinderter Menschen mit Kindern, Baden-Baden 1996.
Pohl, Annet: Frausein mit Behinderung. Identität und postmoderne Denkfiguren, Butzbach Griedel 1999.
Prengel, Annedore: Schulversagerinnen. Versuch über diskursive, sozialhistorische und pädagogische Ausgrenzungen des Weiblichen, Gießen 1984.
Dies.: Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkulturelle Feministischer und Integrativer Pädagogik, Opladen 1993.
Dies.: Sind Mädchen die Integrationshelferinnen par excellence? - Mädchen im Modernisierungsprozeß, in: Petra Gehrmann u. Birgit Hüwe (Hg.): Forschungsprofile der Integration von Behinderten. Bochumer Symposium 1992, Essen 1993a, S. 54-62.

Preuss-Lausitz, Ulf: Auch Behinderte sind Jungen und Mädchen. Neue geschlechtsspezifische Erkenntnisse zur gemeinsamen Erziehung, in: Zeitschrift für Heilpädagogik 49, Heft 5/1998, S. 216-225.
Rohr, Barbara: Mädchen - Frau - Pädagogin, Köln 1984.
Dies.: Sexismus, in: Erwin Reichmann (Hg.): Handbuch der kritischen und materialistischen Behindertenpädagogik und ihrer Nebenwissenschaften, Solms-Oberbiel 1984a, S. 558-564.
Dies.: Die allmähliche Schärfung des weiblichen Blicks. Eine Bildungsgeschichte zwischen Faschismus und Frauenbewegung, Hamburg/Berlin 1992.
Saxton, Marsha: Was bedeuten die Reproduktionstechnologien für behinderte Menschen?, in: Rita Arditti u.a. (Hg.): Retortenmütter. Frauen in den Labors der Menschenzüchter, Reinbek 1985, S. 119-129.
Schartmann, Dieter: Persönlichkeitsfördernde Arbeitsgestaltung mit geistig behinderten Menschen, Münster 1999.
Schildmann, Ulrike: Lebensbedingungen behinderter Frauen, Gießen 1983.
Dies.: Zur Situation behinderter Mädchen - Realität und Träume im Kontrast, in: Angelika Diezinger, Regine Marquardt, Ulrike Schildmann, Ursula Westphal-Georgi: Am Rande der Arbeitsgesellschaft: Weibliche Behinderte und Erwerbslose. Alltag und Biografie von Mädchen Bd. 13, hg. v.d. Sachverständigenkommission Sechster Jugendbericht, Opladen 1985, S. 89-142.
Dies.: Integrationspädagogik und Geschlecht. Theoretische Grundlegung und Ergebnisse der Forschung, Opladen 1996.
Dies.: Förderung und soziale Absicherung von Eltern mit behinderten Kindern, in: Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen: Kind nach Maß? Pränatale Diagnostik im Streit, Dokumentation "lang & schlüssig" 13.56, Bonn, Febr. 1996a, S. 43-51.
Dies.: Integrationspädagogik und Normalisierungsprinzip - ein kritischer Vergleich, in: Zeitschrift für Heilpädagogik 48, Heft 3/1997, S.90-96.
Dies.: Was ist normal? Normalität - Behinderung - Geschlecht, in: Sylvia Groth und Eva Rásky (Hg.): Frauengesundheiten, Innsbruck und Wien 1999, S. 13-25.
Dies.: Frauen- und Geschlechterforschung in der Behindertenpädagogik, in: Doris Janshen (Hg.): Frauen über Wissenschaften. Die widerspenstigen Erbinnen der Männeruniversität, Weinheim u. München 1999a, S. 118-134.
Dies.: Stichwort Koedukation: in: Konrad Bundschuh u.a. (Hg.): Wörterbuch Heilpädagogik, Bad Heilbrunn/Obb. 1999b, S. 165-167.
Dies.: Das undisziplinierte Geschlecht in der Behindertenpädagogik, in: Angelika Cottmann, Beate Kortendiek, Ulrike Schildmann (Hg.): Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung. Einblick und Ausblick, Opladen 2000.
Dies.: Forschungsfeld Normalität. Reflexionen vor dem Hintergrund von Geschlecht und Behinderung, in: Zeitschrift für Heilpädagogik 51, Heft 3/2000a, S. 90-94.
Dies.: Koedukation in der Integrationspädagogik, in: Edith Glumpler (Hg.): Koedukation, Bad Heilbrunn/Obb. 2000b (in Vorbereitung).
Schildmann Ulrike und Reinhard Völzke: Integrationspädagogik: Biographische Zugänge. Berufliche Werdegänge von Erzieherinnen in Kindergartengruppen für behinderte und nichtbehinderte Kinder. Opladen 1994.
Schmidbauer, Barbara: Über die soziale Lage der behinderten Frauen und der Frauen, die Behinderte betreuen, in: Europäisches Parlament, Sitzungsdokument A2 - 150/89.
Schön, Elke: Frauen und Männer mit geistigen Behinderungen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Ein Forschungsbericht, Reutlingen 1993.
Dies.: Frauen mit Behinderung auf dem Arbeitsmarkt, in: Gerlinde Barwig und Christiane Busch (Hg.), a.a.O., 1993a, S. 41-46.
Senn, Charlene (Hg.): Gegen jedes Recht. Sexueller Mißbrauch und geistige Behinderung, Berlin/Ruhnmark 1993.
Singer, Peter: Praktische Ethik, Stuttgart 1984.

Steengrafe, Katrin: Wir träumen nicht anders. Lebenswelten und Identitätsstrukturen junger behinderter Frauen, Bielefeld 1995.
Voss, Anne und Monika Hallstein (Hg.): "Menschen mit Behinderungen". Berichte, Erfahrungen, Ideen zur Präventionsarbeit, Ruhnmark 1993.
Warzecha, Birgit: Zur Geschichte der Verhaltensgestörtenpädagogik - feministisch reflektiert -, Bielefeld 1995.
Dies. (Hg.): Geschlechterdifferenz in der Sonderpädagogik. Eine erste Annäherung, Bielefeld 1996.
Dies. (Hg.): Geschlechterdifferenz in der Sonderpädagogik. Forschung - Praxis - Perspektiven, Hamburg 1997.
Women and Disability. Resources for Feminist Research. A Canadian journal for feminist scholarship, Vol. 14, No. 1, March 1985.
World Health Organization (WHO): International Classification of Impairments, Disabilities, and Handicaps, Genf (World Health Organization) 1980.
Zemp, Aiha und Erika Pircher: Weil das alles so weh tut mit Gewalt. Sexuelle Ausbeutung von Mädchen und Frauen mit Behinderung, Wien 1996.